

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0053

LOG Titel: VI. Stück

LOG Typ: issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

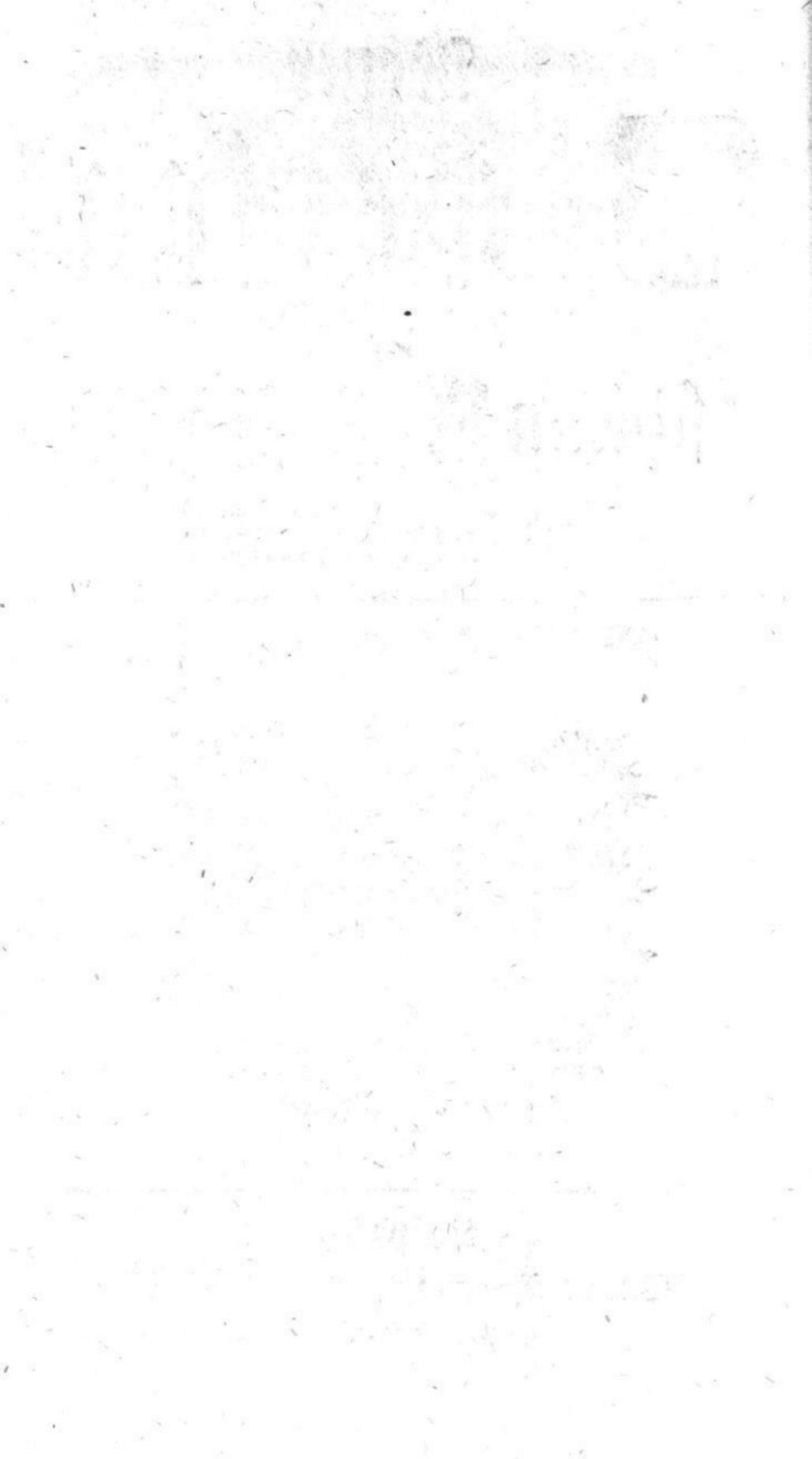
Neuer
Bücherſaal

der
ſchönen Wiſſenſchaften
und freyen Künſte.

Des II. Bandes 6. Stück.



Leipzig,
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Junii 1746.





I.

Martin Opizzen von Boberfeld
deutsche Gedichte in vier Bände abgetheilt,
von neuem sorgfältig übersehen, allenthalben
fleißig ausgebessert, mit nöthigen Anmerkun-
gen erläutert von Daniel Wilhelm Trillern,
Phil. und Med. D. Hochfl. Sachsenweissen-
felsischen Hofrathe, erstem Leibmedico und
Phyl. & Med. Prof. Und mit Kupfern ge-
zieret durch Martin Tyroff. Mit Königl.
Pohn. und Churf. Sächsischer Freyheit.
Frf. am Mayn bey Franz Barrentrapp
1746. in groß 8.



Endlich erscheint nun diese schöne Ausga-
be der Opizischen sämtlichen deutschen
Gedichte, der wir ein paar Jahre her
mit Verlangen entgegen gesehen haben.
Der Herr Hofrath Triller, der schon durch seine
eigene Gedichte ganz Deutschland bekannt, und we-
gen seiner großen Wissenschaft in der heilsamen
Kunst allenthalben berühmt ist, liefert uns iho die-

sen Vater unsrer Poesie, in einer ihm anständigen Gestalt: so daß wir ihn künftig den schönsten Ausgaben unserer andern Poeten an die Seite stellen können. Es erscheinen auch alle seine poetischen Werke auf einmal, welches ohne Zweifel den Liebhabern und Käufern weit angenehmer ist, als wenn sie dieselben nur nach und nach, oder Stückweise erhalten hätten. Man hat also Ursache, dem Herrn Verleger, der sonst keine Unkosten gespart hat, diese Auflage ansehnlich und schön zu machen, auch hierfür verbunden zu seyn. Wir wollen indessen alles, was daran merkwürdig ist, nach der Ordnung, wiewohl kürzlich erzählen.

Die Zueignungsschrift ist im Namen des Verlegers an Se. Kaiserl. Majestät Franciscum den I. gerichtet. Es war billig, daß ein Poet, der den Geschmack von ganz Deutschland gebessert hat, auch dem höchsten Haupte des deutschen Reiches zugeeignet würde. Weil die Zuschrift poetisch abgefaßt ist: so wollen wir doch ein paar Strophen davon hersehen.

Großmächtigster Monarch, ein würdiger Poet,
Dem Fürsten, Könige, nebst Helden günstig waren,
Den Kaiser Ferdinand vor mehr als hundert Jahren,
Aus sonderbarer Huld in Adelsstand erhöht,
Der leget sich durch mich allhier zu deinen Füßen,
Und will den letzten Saum von deinem Purpur küssen.

Berschmäh den Dichter nicht; obgleich ein Heldentrieb
Von angeerbtem Blut, dich zu den Waffen trägt:
So werden doch von dir die Musen auch geheget,
So hast du doch dabey auch Kunst und Weisheit lieb.
Es wird in Holland noch zu deinem Ruhm gepriesen,
Wie gnädig du dich dort als Musenfreund erwiesen.

Der-

Dergleichen Strophen folgen nun noch zehne, und der ganzen Zueignung ist ein saubres Kupfer Sr. Kaiserlichen Majestät vorgesezet: so wie vor dem ganzen Werke ein Titelfupfer steht. Dieses stellet einen Ehrentempel vor, in, oder vor welchem das geschnitzte Brustbild von Opizen, auf einem Fußgestelle steht, darauf die Worte zu lesen sind. Gloria Pieridum summa. *Ouid.* Zur Rechten des Dichters stehen etliche mit Lorbern gekrönte alte Dichter, darunter drey mit Bärten, die vermuthlich Griechen seyn sollen, und einer mit einem glatten Gesichte ist, der allem Ansehen nach einen Römer vorstellen soll. Auf der Linken sitzen vier neuere Poeten, wie man aus der Kleidung und den Perücken schließen kann, gleichfalls mit Lorberkränzen gezieret. Zweene darunter erkennet man deutlich für Canigen und Bessern; die andern beyden sind so kenntlich nicht: vermuthlich aber sollen es auch ein paar unserer besten Dichter aus dem vorigen Jahrhunderte seyn, die auf der opizischen Bahn geblieben, darunter man unstreitig Paul Flemmingen und Simon Dachen oben an setzen muß.

In der Vorrede sagt der Herr Herausgeber, daß er sich nichts weniger eingebildet, als daß er eine Ausgabe der opizischen Gedichte besorgen würde. Es habe ihm die bey Holländern und Deutschen zeitlicher eingerissene Gewohnheit, sich auf fremde Kosten leicht berühmt zu machen, nicht angestanden, da man berühmter Leute Schriften mit eigennützi- gen Zuschriften und magern Vorreden neu auflegen läßt, unnöthige, oder doch leichtentbehrliche An-

merkungen beifüget, und dann seinen Namen mit ansehnlichen Buchstaben vorsezet, und also große Werke mit kleiner Arbeit heraus giebt. Diese müßigfleißigen Leute, kommen dem Herrn Hofrath wie diejenigen vor, welche prächtige Gebäude mit schlechten Farben anstreichen, und ihren Namen darüber schreiben; als ob sie die Baumeister gewesen wären. Hierzu wäre endlich gekommen, daß von drey bis vier Orten her prächtige neue Ausgaben der opizischen Gedichte angekündigt worden, die er mit großer Gelassenheit erwartet hätte. Diese gelehrte Drohungen aber wären eine Zeitlang unerfüllet geblieben *; und weil nach den opizischen Gedichten überall starke Nachfrage geschehen: so sey der Herr Verleger schlußig worden, selbst eine neue Auflage der opizischen deutschen Schriften unter die Presse zu geben. Diesen Vorsatz habe er vor zweyen Jahren dem Herrn Hofrath Triller entdeckt, und dessen Hülfe verlanget: die er denn auch versprochen, ohne vorher zu sehen, daß sie ihm so viel Zeit und Mühe kosten würde, als er hernach erfahren. Hierauf erzählt er nun, was er bey dem Werke selbst geleistet habe.

I. Hat man nur Opizens deutsche, nicht aber lateinische Schriften liefern wollen: und daher alles
wegge-

* Wenn es bey dem guten Vorsatze, den man in Leipzig gehabt, einen so herzhaften Verleger gegeben hätte, oder so viele Nachfrage geschehen wäre, als willig der Herausgeber gewesen, das seine dabey zu thun: so würde Opiz schon vor etlichen Jahren hier in einer noch schönern Auflage ans Licht getreten seyn.

weggelassen, was zu diesem gehörete. **J. E.** den **Librum strenarum**, den **Aristarchum**, die **Libros III. Siluarum** und **L. Epigrammatum**, die **varias Lectiones**, die verschiedenen **Panegyricos** und langen **Vorreden**, wie auch die weitläufigen **Anmerkungen** zu **Catonis Distichis** etc. Es glaubt zwar der Herr Hofrath nicht, daß diese Stücke des Dichters nicht lesenswürdig wären; sintemal derselbe im Lateine eben so stark, als im Deutschen gewesen: sondern man habe das Werk ungelehrten und unerfahrenen Lesern nicht ohne Noth verdrüsslich, oder gar zu weitläufig machen wollen. Doch hat man die griechischen und lateinischen **Sinngedichte** beybehalten, damit man von der **opisischen Uebersetzung** desto besser urtheilen könne. Man will aber auch diese ausgelassenen Stücke, nebst dem alten **Lobliede** auf den **Heil. Anno**, mit verschiedenen **Zusätzen** und **Anmerkungen** vermehret und verbessert ans Licht geben. Von diesem alten Gedichte, fällt der Herr Hofrath ein sehr hartes Urtheil; er heißt seinen Verfasser einen **schwärmenden**, der seine Arbeit mit **sinnlosen Einfällen** und **fieberhaften Träumen** auf das **Lächerlichste** angefüllet, und sagt, seine **Thorheit** sey schwerer gewesen, als daß sie mit **sechzehn Pferden** hinweg geführt werden können: hält auch dafür, daß es weder des Lesens noch des Nachahmens würdig sey. Von dem letzten wird ihm ein jeder recht geben, aber was das erste betrifft: so verbessert der Herr Verfasser selbst sein Urtheil in den Worten: **wofern nicht** das **ehrwürdige Alterthum** der **deutschen**

Sprache, und Opitzens gelehrte Anmerkungen ꝛc. wobey er auch diesen alten Reim mit dem Persius vergleicht, von welchem Jos. Scaliger, wegen der Anmerkungen, des vielwissenden Casaubonus geurtheilet, daß die schmackhaftige und kräftige Brühe besser wäre, als der Fisch selbst.

Endlich hat man auch von der opitzischen Prosodie, Enoch Hanmanns Anmerkungen weggelassen; die den Herrn Verfasser nichts als ungesunde Urtheile, und lächerliche Kleinigkeiten in sich zu halten bedünken; wie man z. E. Eyer, Geigen, Pfeifen, Orgeln, Pocale, Pyramiden, Leuchter, Lichtpußen, auch Pfauen und Affen, in Bilderreimen machen solle. Er führt auch ein paar andre poetische Brocken von demselben an; da er z. E. den Tod, den eiskalten Streckebain schildert, und ihn mit einem jungen Zeiselbären vergleicht; imgleichen von dem Satan sagt:

Oh noch der Höllenmohr,
In seiner Popelmüh, der Schlange, kroch hervor.

Welches doch nach einiger heutigen Kunstreicher Meinung, sehr malerisch, und folglich sehr schön und poetisch geschrieben heißen wird.

II. Hat der Herr Hofrath die deutschen Gedichte mit verschiedenen ansehnlichen Zusätzen vermehret. Z. E. in das Gedicht von der Gemüthsruhe, hat er aus der alten liegnißischen Ausgabe vom 1626sten Jahre 26. Verse eingerücket. Auf der 434. Seite hat er zween Buchstabenwechsel, in Versen, wieder bengefüget, die der Herr Hofrath artig nennet; da er doch vorher die Bilderreime, weit schärfer beurthei-

theilte. Die Ueberschriften hat er mit fünf Grab-
schriften vermehret, welche nur in den ältesten Aus-
gaben von 1625 und 1629 befindlich waren. End-
lich ist das II. Buch der Ueberschriften mit einem
Sinngedichte auf das eroberte Magdeburg bereichert
worden; eines Zusatzes von acht Versen bey dem
Lobgesange J. Chr. u. a. m. nicht zu gedenken.

III. Die Ordnung der Gedichte ist in dieser Auf-
lage mit Fleiß so geblieben, wie sie in den Alten von
1644. 1646 und 1690. gewesen: nicht als wenn sel-
bige vollkommen gebilliget würde, sondern weil die
Umsetzung viel Mühe zu machen, und wenig Nutzen
zu haben geschienen. Und freylich hat der Herr
Herausgeber darinn zwar recht, daß die chronologi-
sche Ordnung in Gedichten nicht nöthig ist: doch,
daß deswegen keine Ordnung die beste Ordnung seyn
sollte, wie er meynt, das können wir uns darum
nicht bereden, weil wir bey den alten Dichtern es
anders finden. Horaz z. E. hat nicht Oden, Brie-
fe und Satiren untereinander geworfen: Ovid gleich-
falls trennt seine Heldenbriefe, von den Epistolis
ex Ponto, und den sogenannten Tristibus; so daß
jede Classe allein zu stehen kömmt. Pindar hat
seine Oden gleichfalls in Classen getheilt, und nur
diejenigen zusammen gesetzt, die zu einander gehör-
ten. u. d. m. Wir wünschten aber deswegen auch
nicht alle Hochzeit oder Trauergedichte beyammen
zu lesen; wie der alte Schlendrian es bey uns mit
sich gebracht, auch Opiß selbst in seinen poetischen
Wäldern beobachtet hat, ohne auf die Art der Ge-
dichte selbst zu sehen. Doch die Entschuldigung des

Herrn Herausgebers, daß er zu dergleichen Arbeit nicht Zeit gehabt, wozu mehr ein fleißiger Müßiggang, als große Weisheit, gehört, muß uns allerdings genug seyn; wenn wir uns nur aus dem Sinne schlagen, daß derselbe sonst allemal ein großer Liebhaber und Nachahmer der alten Griechen und Römer gewesen.

Zum IV. hat man sich vorgesezt, die opizischen Gedichte so viel möglich, genau, treulich, rein, sauber, verständlich und von allen Druck- und Schreibfehlern gereiniget, zu liefern. Viele Stellen sind durch die Leztern so verderbt und verstümmelt gewesen, daß Opiz selbst sie nicht verstanden haben würde. In den Büchern von Wahrheit der christlichen Religion haben ganze Zeilen gefehlet. Diese sind hier ergänzet, eine einzige auf der 377. Seite ausgenommen, die man nirgends finden können. Um nun die beste Lesart zu finden, hat er verschiedene alte opizische Ausgaben gegen einander gehalten, und jederzeit bey wichtigen Stellen in den Anmerkungen Rechenschaft davon gegeben; bey geringern aber, es mit Stillschweigen übergangen. „Denn, (sind des Herrn Herausgebers eigene Worte) aus allen alten Auflagen, die Druck- Schreib- und Jugendfehler mühsam zusammen zu tragen, und den Lesern zum Verdruß, Ekel und Gelächter, diese nichtswürdigen Schäße unter den Text zu sezen; wie heut zu Tage die großen Critici in Engelland, Holland und auch die kleinern anderswo, gewohnt sind; war kein Werk für einen Mann, der das kostbare Geschenk,

der

„der unwiederbringlichen Zeit besser anzuwenden
 „hat; als daß er es mit solchem bunten und unnützem
 „Spielwerk unverantwortlich verderben sollte. Viel-
 „mehr gehört solche unglückselige Arbeit für fleißige
 „Müßiggänger, und stumpfscharfsinnige Wort und
 „Sylbenanatomisten, welche alle Haare an den
 „Naupen und alle Fäden in den Spinnweben ge-
 „nau zählen können, und mit einem Worte, in
 „Kleinigkeiten groß seyn wollen“.

Zum V. giebt der Herr Hofrath Nachricht, welcher alten Ausgaben er sich in Ausbesserung des Textes bedienet habe. Wir wollen uns dabey nicht aufhalten, sondern nur melden, daß er nicht nur ganze Sammlungen opistischer Gedichte, sondern auch einzeln gedruckte Stücke in Händen gehabt, und nur bedauret, daß er sie nicht gleich anfangs besessen, als zu dem Drucke der Anfang gemacht worden. Doch sind dem ungeachtet ihm noch viele fehlerhafte Stellen vorgekommen, die aus keinem einzigen Exemplare haben verbessert werden können: daher er sie von sich selbst, aus einer wahrscheinlichen Muthmaßung, ausbessern müssen; welches aber in den Anmerkungen allemal getreulich angezeigt worden.

Die schwerste, unerträglichste und doch zugleich unsichtbare und schlechteste Arbeit, sagt der Herr Herausgeber, ist die Ausbesserung der uralten Recht- oder vielmehr Unrechtschreibung gewesen, in welcher alle Ausgaben, aus angebohrner Faulheit der Correctoren, abgedruckt gewesen. Diese hat ihn oft so verdrüßlich

lich gemacht, daß er in vielen Wochen, ja Monaten das Werk nicht wieder vornehmen mögen. Doch die Trefflichkeit der Gedichte und sein Versprechen haben ihn doch immer wieder aufgemuntert, diesen sisyphischen Stein, von neuem zu wälzen. Sollten indessen noch einige Fehler übersehen seyn, so hofft er, es werde zur Hauptsache nicht viel beitragen. Manche Leser und Liebhaber des Alterthums werden vielleicht glauben, der Herr Hofrath hätte dieser Arbeit überhoben seyn können; wenn er nach dem Beispiele der lateinischen Herausgeber des Plautus und Lucrez, oder der Franzosen, die den Montaigne und Marot mit allen Fehlern ihrer alten Rechtschreibung haben drucken lassen; auch dem Opiz die Art zu buchstabiren gelassen hätte, welche in denen Ausgaben vorkommt, die bey seinem Leben herausgekommen. Allein, wir zweifeln nicht, daß er geglaubet, die Zahl derjenigen Leser oder Käufer würde ungleich größer seyn, die lieber einen nach heutiger Art buchstabirten, als altväterisch stolpernden Opiz würden haben wollen.

Zum VI. hat man erstlich die eigenen opizischen Anmerkungen, die bald zwischen dem Texte, bald am Ende auf einem Haufen stunden, auf jeder Seite unter den Text gesetzt; sie von Druckfehlern gereinigt, ergänzt, und vermehret. Da ferner Opiz nicht alle seine Gedichte mit Anmerkungen begleitet; und gleichwohl in den meisten eine wunderwürdige Gelehrsamkeit sehen läßt, indem er beständig auf die Alten zielt, und ganze Stellen daraus anbringt: so hat der Herr Hofrath dieses seine angenehm-

genehmigte Arbeit seyn lassen, alle mit einander mit Anmerkungen zu erläutern, und alle die Stellen sorgfältig anzuzeigen, wo Opitz etwas aus den alten Dichtern und Weltweisen genommen; damit NB. junge Poeten wissen könnten, woher Opitz ein solcher großer Dichter geworden. Er glaubt auch nicht, daß ihm viele solche Stellen verborgen geblieben seyn sollten; außer etlichen, die ihm nachmals noch eingefallen. Z. E. in dem Lobgedichte auf den König in Pohlen, ist das Gleichniß von einem bey kalter Nacht ausgehenden Löwen, aus Claudians Buche de bello Getico genommen. u. a. m. Wobey er anmerket, daß Opitz den Claudian fleißig gelesen haben müsse. Er versichert auch, daß dieses alles ihn wenig Mühe gekostet, indem er mit diesen ehrwürdigen Griechen und Lateinern von Jugend auf, so vertrauten Umgang gepflogen, daß ihm die besten und sinnreichsten Stellen derselben, bey den opitzischen Worten sogleich eingefallen. Die meisten Anmerkungen hat der Prophet Jonas, das Trostgedicht, und die Wahrheit der christlichen Religion bekommen: sonderlich das mittelste, welches für Opitzens gelehrtestes, reinstes und vollkommenstes Gedicht zu halten ist.

So hoch aber unser Herr Herausgeber Opitzens schäzet, so frey gestehet er doch, wie auch billig war, daß er nicht allezeit gleich gut und rein geschrieben; sintemal er oft die Wortfügung allzusehr verwirft, das Sylbenmaaß überschreitet, und sich allzuharter Reime bedienet. Diesen Fehlern nun hat

hat zwar derselbe auf die gelindeste Art, theils durch leichte Versetzung der Worte, theils durch Veränderung des Reimes u. abzuhelfen gesucht; und solches in den Noten angezeigt: doch geben wir es demselben zu eigener Entscheidung anheim, ob sich die Pflicht und das Recht eines gewissenhaften Ausgebers alter Dichter soweit erstrecke? Er wird davon am besten urtheilen, wenn er überlegen will, was er von einem Bentley hält, der den Terenz, Horaz, u. a. m. nach seinem Sinne verbessert; oder was er von einem Ausgeber halten würde, der den Homer, oder Plautus, nach einer neuern griechischen oder römischen Mundart wollte reden lassen. Der Herr Hofrath bezeuget auch, daß er bey seinen meisten Anmerkungen, den Anfangsbuchstaben seines Namens beygefügt; welchen er vielleicht verschwiegen haben würde, wenn nicht die unbändigen und gallfüchtigen Nückensäuger und Camelverschluckter, daher ein unvergebliches Laster, oder gar eine strafbare Todsünde, nach ihrer Christlößlichen Gewohnheit edelmüthig erzwingen würden. Er hoffet also, daß vernünftige Leser mit ihm zufrieden seyn werden, obgleich seine Anmerkungen keine Postillen-mäßige Erklärungen oder weithergeholte poetische Kunstgriffe und unergründliche Geheimnisse in sich fassen, an welche Opiz wohl nimmermehr gedacht. Er läßt sich auch begnügen, wenn sie einige grosse und breite Kunstrichter verwerfen, und unter die bösen Geburten unsrer verderbten Zeiten rechnen werden:

werden: weil es noch gar viele elende und schwindsüchtige Süchse giebt, welche die süsse und reife Traube verachten, weil sie für sie zu hoch hängt. Hier sieht man, daß der Herr Verfasser Feuer und Herz genung besizet, die sonst bey den lateinischen Ausgaben alter Autoren gewöhnliche critische Schreibart, auch im deutschen nachzuahmen.

Zum VII. hat der Herr Herausgeber auch, so lange er in Frankfurt gewesen, die letzte Correctur der Probebogen selbst besorget. Dieses hat er bey unserer leider! teutschfranzösischen seichten Gelehrsamkeit und hülsenreichen magern Modephilosophie, wobey die alte zu Opizens Zeiten insonderheit übliche Gelehrsamkeit dermassen in Verfall gerathen, daß man auch kaum den Schatten davon kennet, für höchst nöthig gehalten. Es wird vielleicht vielen unsrer Leser schwer zu begreifen seyn, wie die heutige Modephilosophie den Herrn Hofrath zum Corrector eines seiner eignen Bücher habe machen können? da doch schon um des Erasmus, und selbst um Opizens Zeiten, als noch keine solche Modephilosophie im Schwange gieng, die gelehrtesten Männer, nicht nur von eignen, sondern wohl gar von fremden Werken die Probebogen geduldig ausgebessert; ohne über die ungelehrten Correctoren sich so sehr zu ereifern. Allein die folgenden Worte zeigen es ausdrücklich, daß ein in griechischen und lateinischen Sachen unerfahrner Corrector den Herrn Hofrath gegen die Philosophie so in Harnisch gebracht: gerade als

als ob dieselbe die Leute von den Schulstudien und gelehrten Sprachen abhielte. Er giebt uns aber keinen Beweis, daß dieser im griechischen und lateinischen so unwissende Corrector ein großer Philosoph gewesen; welches doch ein nur halber Modephilosoph gewiß gethan haben würde, um seinem Vernunftschlusse, oder vielmehr seinem Zorne, nur einige Farbe zu geben. Es ist auch kein Wunder, daß die gelehrten Correctores in Frankfurt am Main, woselbst keine Hohe Schule ist, so gar häufig nicht anzutreffen sind. Daß aber einige derselben ihre Weisheit nur in deutschen Sylben und Wörtern und andern orthographischen Kleinigkeiten gewiesen, kann der Herr Hofrath ihnen gewiß nicht im Ernste zur Last legen. Er selbst hat sich ja die Mühe genommen, die ganze Spizische Unrechtschreibung umzuschmelzen; und diese Umwälzung eines sisyphischen Steines ist ihm als keine Kleinigkeit vorgekommen, als er sie selbst übernahm. Es ist auch noch von keinem Liebhaber griechischer und lateinischer Sachen für eine Kleinigkeit gehalten worden, wenn man auf die Rechtschreibung dieser Sprachen genau acht gegeben; wie die gelehrten Bemühungen Norisii, Schurzflischens und Cellarii u. a. m. zeigen. Warum sollte es denn einem deutschen Corrector, der sehr selten andre, als deutsche Bogen auszubessern kriegt, eine Schande seyn, sich um das deutsche hauptsächlich bekümmert zu haben? Wir sind auch von dem Herrn Hofrathe, als einem berühmten Deutschen Dichter, vollkommen eines andern überführt, und wünschten nur, daß er den ganzen Spiz selbst hätte ausbessern können.

können. Derselbe ist aber mitten in dem Drucke des Werkes, durch einen Ruf an den hochfürstlichen Weisenselsischen Hof, gehindert worden, diesen seinen Fleiß in Verbesserung der Abdrücke fortzusetzen. Daher klaget er nun sehr, daß in den Psalmen, im grotianischen Werke von der Wahrheit der Christlichen Religion, und einem Stücke der deutschen Poeterey, sehr viele lächerliche und ungereimte Druckfehler eingeschlichen; die er aber mit Fleiß angemerkt, und beydrucken lassen.

Hierbey entschuldigt sich der Herr Herausgeber auch, daß dieses Werk nicht schon vor einem Jahre versprochenen maßen ans Licht getreten. Dieses ist dem Böhmischen Feldzuge zuzuschreiben, dahin derselbe seinen Durchlauchtigsten, nunmehr hochseligen Herzog begleiten müssen. „Dieses mag nun, „ (sind seine eigene Worte) etliche hoch undeutsche „ Sprachhelden, wie ich vernehme, veranlasset haben ziemlich vermuthlich zu schließen, daß diese unsere neue Opizische Ausgabe in einer unwesentlichen „ Präeristenz verbleiben würde. Allein grosse Leute „ fehlen leicht, und kleine noch leichter, zumal in solchen Dingen, die man aus nicht ungerechter Furcht „ einer nachtheiligen Vergleichung, nicht gern wünschet, daß sie wahr werden möchten. Indessen ist „ nun doch die Sache nicht zu ändern, und das „ Opizische Werk ist aus seiner sogenannten Präeristenz, zur wahren Existenz, wider ihren Wunsch „ und Dank, geworden; daß ich mich ihres schönen „ deutschlateinischen Ausdrucks, mit deren gnädigen „ Erlaubniß bedienen möge“.

Bücherf. II. B. 6. St.

Si

Zum

Zum VIII. ist der Herr Hofrath Triller anfangs willens gewesen, eine ausführliche Lebensbeschreibung von Opizem mit beizufügen, hat auch schon einen Grundriß dazu entworfen gehabt: allein die Enge der Zeit hat es verhindert; zumal, da Herr D. Lindner zu Hirschberg, schon 1740. diesem Mangel so reichlich abgeholfen.

Zum IX. folgt eine Lobode auf den unsterblichen Opiz, von des Herrn Hofrath Trillers Arbeit, die aber, wie er sagt, mehr von seiner außerordentlichen Hochachtung gegen denselben, als von einer sonderbaren Dichtkunst zeigen soll. Diese Bescheidenheit gereicht dem Herrn Verfasser zur besondern Ehre: und ob er gleich vorgiebt, daß sie nur um der bloßen und lautern Wahrheit, die sie enthält, Beyfall finden werde; so werden doch unparteyische Leser auch den Poeten darinnen schon antreffen; ungeachtet sie eben nicht in allen Strophen himmelan fliehet, oder finstre Sibyllensprüche enthält, die kein Oedipus auslegen kann. Wir wollen den Anfang davon zur Probe nehmen, wiewohl es auch in der Mitte und am Ende noch schönere Stellen giebt.

Nur hinweg gemeine Flöten!
 Fort gewöhnlichs Saitenspiel!
 Ein Homerus und Virgil
 Ja ein Opiz ist vonnöthen,
 Dich, o Opiz zu erhöhrn,
 Dein Verdienst der Welt zu zeigen;
 Besser wär es, abzustehn,
 Klüger wär es, ganz zu schweigen;
 Als daß dich ein Mund besingt,
 Dem kein würdig Lied gelingt.

Gleich

Gleichwohl reizen mich die Triebe,
 Meiner angeflamnten Brust,
 Gleichwohl treibet mich die Lust,
 Daß ich Dir ein Loblied schriebe.
 Jeder, wer ein Deutscher heißt
 Und ein deutsches Herze trägt,
 Dennoch aber seinen Geist
 Nicht zu deinem Ruhme reget,
 Handelt wider seine Pflicht,
 Ist fürwahr kein Deutscher nicht.

Wer hat aus den Finsternissen
 Aus der ungeheuren Nacht,
 Deutchland, deiner Sprache Pracht
 So beglückt, aus Licht gerissen?
 Wer brach dir zuerst die Bahn,
 Zierlich, rein, und stark zu schreiben?
 Hat es Opitz nicht gethan?
 Muß ihm nicht der Ruhm verbleiben,
 Daß er deine Majestät
 Wieder aus dem Staub erhöhht?

Doch er will sich weiter schwingen,
 Es bleibt nicht beym Unterricht,
 Wie man zierlich schreibt und spricht,
 Nein! Er lehret dich auch singen:
 Er versetzt den Helikon
 Deutsches Reich! in deine Grenzen,
 Und läßt eine Lorberkron
 Dir auf deinem Haupte glänzen,
 Die vor ihm, noch keine Hand
 Deinem Scheitel zugewandt.

Wer wußt was von reinen Tönen?
 War nicht die Poeterey
 Dazumal ein Waldgeschrey
 Wilder Faunen und Silenen?
 Ordnung, Abschnitt, Reim und Klang,
 Waren unbekante Sachen:
 Nur die kurzen Sylben lang,
 Und die langen kurz zu machen;
 War der deutschen Poesie
 Uebelangelegte Müß.

Von Gedanken, Sittenlehren,
 Nachdruck und Gelehrsamkeit
 War zu der betrübten Zeit,
 Wenig, oder nichts, zu hören.
 Es gebrach an Wissenschaft,
 Statt der Kerne, nahm man Schalen,
 Keines edlen Beyworts Kraft,
 Noch die Kunst, geschickt zu malen,
 War dem blinden Unverstand
 Damals nur etwas bekannt.

Opiz kam; gleich ward es helle,
 Die Vernunft und die Natur
 Wieß ihn auf die rechte Spur
 Zu der wahren Dichterquelle:
 Ohne Beystand, Hülff und Rath,
 Hatt er dieses unternommen;
 Auf die Bahn, die er betrat,
 War vor ihm, noch niemand kommen,
 Sondern er mußt ganz allein
 Dieser Kunst Erfinder seyn.

Großer Geist! wer mag dir gleichen?
 Was kömmt deiner Stärke bey,
 Du bezwingst die Barbarey
 Und steckst dir ein Siegeszeichen:
 Du schaffst eine neue Welt
 Aus dem Chaos wüster Reimen;
 Wo man Fichten hingestellt,
 Läßt du frische Lorbern keimen,
 Und dein sanfter Saitenklang
 Dämpft der Varden Waldgesang. u. u.

Was schlüßlich von dem äußerlichen Vorzuge dieser opizischen Ausgabe vor allen vorhergehenden gemeldet wird, das können wir nicht im geringsten in Zweifel ziehen. Sie ist durchgehends auf schönes Schreibpapier gedruckt; eine Ehre, die außer Neufirchs Telemach, noch keinem deutschen Dichter wiederfahren ist. Sie hat vierzehn wohlge-

machte

machte Kupferblätter; ob wir gleich nicht leugnen, daß wir sie sonst, selbst von Tyroffs Grabstichel, noch feiner und besser gesehen haben. Wenn wir nun, durch den Fleiß eben dieses Herrn Herausgebers und Verlegers nächstens auch Flemmings Gedichte, auf eben die Art erhalten werden: so wird ohne Zweifel Deutschland diesen beyden patriotischen Männern einen zwiefachen Dank schuldig seyn; mit welchem wir auch den unsrigen aufrichtig verbinden werden.

II.

Zugendhafter Streit der Liebe, und der Dankbarkeit zwischen dem Scipio und dem celtiberischen Allucio, welchen aus des Liuii lib. XXVI. c. L. ins Deutsche übersehet
Joh. Heinrich Ucker, Phil. et Humanit. D. *

Duratura seculis ingenia, et quibus non praesentes solum plaudant, sed quae omnis posteritas miretur, tunc demum fiunt, quoties cum optima natura ars perfecta conjungitur. Rud. Agricola lib. II. de Inventione Dialectica c. 7.

J i 3

L I V I V S

* Da der gelehrte Herr Verfasser dieser Uebersetzung, ihrer Kleinigkeit wegen, keinen Verleger dazu finden konnte, und sie mit den beygefügtten Erläuterungen gleichwohl vor dem Untergange bewahret zu werden verdiente: so haben wir derselben, auf sein Ersuchen, in unserm Büsaale einen Platz einräumen wollen.

LIVIVS XXVI. C. I.

I.

Captiua a militibus adducitur ad Scipionem adulta virgo, adeo eximia forma, vt, quacunq; incedebat, conuerteret omnium oculos.

II. Scipio percunctatus patriam, parentesque, inter cetera accepit, desponsatam eam principi Celtiberorum adolescenti, cui Allucio nomen erat.

III. Extemplo igitur parentibus, sponseque ab domo accitis, cum interim audiret deperire eum sponsae amore, vbi primum venit,

Anmerkung ad §. I.

Dieser Scipio war das Aemilii Pauli Sohn, und Scipionis Africani per adoptionem Enkel, daher er auch P. Scipio Aemilianus genennet wird. Livius saget, er wäre pro viro diuinae stirpis gehalten worden, Lib. XXVI. c. 19. Eutropius beschreibet ihn als einen Mann von großem Ansehen, in nachfolgenden Worten: Huius apud omnes ingens metus, et reuerentia erat: nam et peritissimus ad dimicandum, et consultissimus habebatur, lib. IV. Breu. c. V.

Anmerkung ad §. II.

Celtiberi waren Celten aus Gallien, die sich mit

Uebersetzung.

I.

Die Soldaten brachten zu dem Scipio eine erwachsene Jungfer, welche sie gefangen bekommen, von einer dermaßen angenehmen Gestalt, daß sie, wo sie nur ihren Fuß hinsetzte, gleich aller Augen an sich zoge.

II. Da sich nun Scipio nach ihrem Vaterlande, und Aeltern erkundigte, vernahm er unter andern, daß sie einem jungen Herrn der vornehmsten Celtiberer, der Allucius hieß, zur Ehe versprochen sey.

III. Als bald ließ er die Aeltern, und den Bräutigam von Hause zu sich holen, und da er unterdessen hörte, daß der junge Herr die Braut auf das höchste liebete, richtete er gleich bey der Ankunft

Si 4

mit

den Spaniern vermischt hatten. Ex Celtis, et Iberis facti Celtiberi. Grotius lib. II. de iure belli, et pacis c. IX. §. 9. not. Sie kriegeten lange Zeit mit den Spaniern um die pyräneischen Gebirge herum, thaten auch denenselben großen Schaden: endlich aber vergönneten ihnen die Spanier zwischen denen Flüssen Tagus und Anas zu wohnen, und spanisches Frauenzimmer zu heirathen: daher die Poeten sagen, Celtæ miscentes nomen Iberis. Ludwigs Erläuterung über Pufend. Einleitung p. 211. Sie sind nach und nach so stark geworden, daß man sie robur Hispaniæ genennet. Florus lib. II. Hist. c. 17.

venit, accuratiore eum sermone quam parentes alloquitur.

IV. Iuuenis iuuenem adpello, quominus sit inter nos huius sermonis verecundia.

V. Ego, quum sponsa tua capta a militibus nostris ad me adducta esset, audiremque, eam tibi cordi esse, et forma faceret fidem, quia ipse, si *frui liceret ludo aetatis, praesertim recto, et legitimo amore*, et non respublica animum nostrum occupasset, veniam mihi dari sponsam tuam impensius amandi vellem, tuo, cuius possum, amori faueo.

VI. Fuit sponsa tua apud me eadem, qua apud foceros tuos, parentesque suos verecundia: seruata tibi est, vt inuiolatum, et dignum me, teque, dari tibi donum posset.

VII. Hanc mercedem, vnam pro eo munere paciscor, amicus populo Romano sis: et, si me virum bonum credis esse, quales patrem,

mit gutem Bedachte seine Rede mehr an ihn, als an seine Aeltern, und sprach:

IV. Ich, als ein junger Feldherr, rede dich als einen gleichfalls jungen Herrn an: daß wir also uns beyderseits nicht Ursache zu schämen haben, wenn die Rede etwas nach der Liebe schmeckendes in sich hält.

V. Da deine Braut als eine Gefangene zu mir gebracht wurde, hörte ich, daß du sie zärtlich liebetest, und die holde Gestalt konnte dieses ohne Zeugen bestärken. Ich selbst, wenn ich das Lustspiel der Jugend besonders auf eine rechte, und erlaubte Art der Liebe, genießen dürfte, und nicht die Sorge des gemeinen Wesens mein Gemütthe ganz und gar eingenommen hätte, würde es mir nicht übel zu nehmen bitten, wenn ich stärkere Triebe gegen deine Braut bezeugete. Da ich mich aber in dem Stande nicht sehe, so überlasse ich dir, nach der Macht, die ich ihund in meinen Händen habe, diesen Vorzug, und wünsche aus günstigem Gemütthe Glück, und Gutes zu deiner Liebe.

VI. Deine Braut hat bey mir eben die Schamhaftigkeit behalten, welche sie bey deinen Schwiegerältern, und ihren leiblichen Aeltern besessen; sie ist dir bewahret worden, damit sie als ein unverletztes, ja meines und deines Standes würdiges Geschenk, dir gegeben werden könnte.

VII. Dieses einzige dinge ich mir zur Belohnung für das Geschenk aus, daß du ein guter Freund von dem römischen Volke seyn wollest; und wenn du aus diesen Umständen glaubest, daß ich ein red-

patrem, patrumque meum iam ante haec gentes norunt, scias multos nostri similes in ciuitate Romana esse; nec vllum in terris populum hodie dici posse, quem minus tibi hostem, tuisque esse velis, aut amicum malis.

VIII. Quum adolescens simul pudore,
gau-

Anmerkung ad §. VIII.

Die Alten braucheten gar oft bey dankbarer Erinnerung derer Wohlthaten, die de legation ad Deos, welche die Vergeltung erstatten sollten. So saget Aeneas zu der Dido:

- - - - grates persoluere dignas
Non opis est nostrae, Dido, nec quidquid vbique est
Gentis Dardaniae, magnum quae sparsa per orbem.
Di tibi, si * qua pios respectant numina, si quid
Vsquam iustitiae est, et meus sibi conscia recti
Praemia digna ferant.

Virgilius I. Aeneid. Vossius lib. II. Rhet. c. 19.

So schreibt auch Ovidius an seinen Rufum lib. II. ex Ponto epist. XI.

O referant grates, quoniam non possumus ipsi,
Di tibi, qui referent, si pia facta vident.

* Hic sermo non dubitationem, sed adseuerationem potius spirat, vt Schefferus docet in Gymnasio stili pag. 165.

Darius

licher Mann sey, wie mein Vater, und mein Vetter gewesen, die eure Völker schon vorlängst aus ihren Thaten und Siegen kennen gelernet: so sollst du auch wissen, daß noch viele meines gleichen in Rom sind, und daß heutiges Tages kein Volk in der Welt sey, welches du weniger zu deinem Feinde, und lieber zu deinem Freunde erwählen möchtest.

VIII. Der junge Herr, von Schamhaftigkeit und Freude

Darius ermuntert dadurch seine Soldaten zur Tapferkeit: dignissimi, spricht er, quibus, si ego non possum, Dii pro me gratiam referant, et mehercule referent. Curtius lib. V. c. 8. Ja als er sich beklagte, daß er dem Polystrato keine Dankerkennlichkeit erweisen könnte, sagte er: velle se, vt Alexander illi, Alexandro vero Dii referrent. Curtius V. c. 13. in Supplem. §. 29. Daß dieses auch diejenigen thäten, welche Schiffbruch erlitten, bezeuget Seneca in denen Büchern, worinnen er die Wohlthaten lobet. Vt scias, inquit, vero, per se expetendum esse, benefacere, aduenis modo in nostrum delatos portum, et statim abituris succurrimus. Ignoto naufrago nauem, qua reuehatur, et damus, et instruimus. Discedit ille vix satis noto salutis auctore, et nunquam in conspectum nostrum reuersurus *debitores nobis deos delegat*, precaturque, vt illi pro se gratiam referant. Seneca lib.

gaudioque perfusus, dextram Scipionis tenens *Deos omnes inuocaret, ad gratiam illi pro se referendam: quoniam sibi nequaquam satis facultatis pro suo animo, atque illius erga se merito esset.*

IX. Paren-

lib. IV. de benef. XI. So schreibet auch Symmachus lib. VI. Epist. *Ago gratias, et meam vicem, quia soluendo par non sum, coelestibus delego virtutibus.* Unter den neuern Exempeln hat mir sonderlich des berühmten helmstädtischen Professoris, Christoph Schraders, Schreibart gefallen, welche er in der Dedicacion der aristotelischen Rhetorik an die Herren Dwerbecks, seine große Wohlthäter, gebraucht. Ich führe dieses Exempel um desto lieber an, je augenscheinlicher man daraus sieht, daß er die Worte des Allucii zur Nachahmung vor Augen gehabt: wie er denn überhaupt, welches seine schöne Programmata bezeugen, ein künstlicher Imitator des Liuii war. Die Worte fließen also: *Quo diutius benigne sum habitus, eo me plura vobis omnibus*

Freude zugleich überschüttet, nahm den Scipio bey der rechten Hand, und rufte alle Götter an, daß sie diesem Wohlthäter an seiner statt die Vergeltung erweisen möchten: sein Vermögen sey nicht hinreichend, die Dankerkennlichkeit dergestalt zu bewirken, wie es der innerste Trieb des Gemüths erforderte; und die Verdienste des Scipionis wären so groß, daß keine würdige Erwiederung erfunden werden könnte.

IX. Dar-

debere, vt mecum sentio, ita libens profiteor. Et cum pro meo hoc animo, et tanto parentum vestrorum merito nequaquam mihi satis sit facultatis ad remunerandum: quod vnicum mihi relictum est, bona fide praestare pergam, vt et habeam semper gratiam, quantam maximam animus capit, vt Deum actorem, vt ille pro me familiae vestrae referat.

Es ist diese Delegation eine recht löbliche Sache. Sie zeuget eine fromme Dankerkennlichkeit an, ist auch Gott sehr gefällig, welches der junge Sirach von seinen Aeltern gelernet, der also schreibt: Gott behält die Wohlthaten der Menschen wie einen Siegelring, und die guten Werke wie einen Augapfel. Sirach XVII. v. 18.

IX. Parentes inde, cognatique virginis adpellati, qui, quoniam gratis sibi redderetur virgo, ad quam redimendam satis magnum attulissent auri pondus, orare Scipionem, ut id ab se donum acciperet, coeperunt; haud minorem eius rei apud se gratiam fore adfirmantes, quam redditae inviolatae foret virginis.

X. Scipio, quando tanto opere peterent, accepturum se pollicitus, poni ante pedes iussit: vocatoque ad se Allucio; super dotem, inquit, quam accepturus a focero es, haec tibi a me dotalia dona accedent, aurumque tollere ac sibi habere iussit.

XI. His laetus donis honoribusque dimissus domum, implevit populares laudibus, et meritis Scipionis: venisse Diis simillimum iuuenem, vincentem omnia quum armis, tum benignitate, ac beneficiis.

IX. Darauf sind die Aeltern und Anverwandten angeredet worden; welche, weil man ihnen die Braut ohne Entgelt wieder gegeben, zu deren Befreyung sie Gold genug mitgebracht, den Scipio bathen, daß er das Geschenk annehmen möchte; zugleich aber auch versicherten, es würde diese Annehmung zu nicht minderer Verbindlichkeit gereichen, als sie die Gütigkeit der unverleßt wieder gegebenen Tochter erfreulich verpflichtet hätte.

X. Scipio wollte sich erstlich nicht darzu verstehen, da sie aber so inständig bathen, versprach er das Geschenk anzunehmen, und ließ es vor seine Füße legen. Darauf wurde Allucius geruffen, welchen der Scipio also ansprach: über die Heimsteuer, welche du von deinem Schwiegervater bekommen wirst, nimm diese Heirathsgeschenke von mir zur Beylage an; also hieß er ihn das Gold aufheben, und für sich behalten.

XI. Der junge Herr, welcher fröhlich über diese Geschenke, und Ehrenbezeugungen wieder nach Hause gelassen wurde, erfüllte seine Landesleute mit dem Lobe, und den Verdiensten Scipions: es wäre, sprach er, ein junger Feldherr angekommen, der den Göttern in allen Stücken gleiche; denn seine Art sey alles, theils durch Waffen, theils durch Güte und Wohlthaten zu überwinden.

III.

Probe von Johann Daniel Overbeck's
Üebersetzung der Hirtenlieder Virgils *

Die fünfte Ekloge.

Menalkas. Mykon. (im lateinischen Mopsus.)

Menalkas.

Sind wir doch beyde gut, du auf der Hirtenflöte,
Mein Mykon, werther Freund! ich aber als Poete.
Auf! Wollen wir denn nicht zu jenen Ulmen gehn,
Die dort im dichten Forst bewachsener Haseln stehn?

Mykon.

Du gehst mir billig vor, Menalkas! dein Belieben,
Soll mein Gesetze seyn! Wo wollen wir uns üben?
Hier wo der Westenwind mit dunkeln Schatten spielt?
Wie? oder wo der Duft in nahen Hölen kühl?
Sieh, wie der wilde Wein an jener Höle glänzet,
Und ihren schwarzen Schlund mit Reben dünn bekränzet!

Menalkas.

In unsren Fluren ist Amyntas unser Held,
Der, wenn es niemand wagt, sich dir entgegen stellt.

Mykon.

Kein Wunder! Solch ein Mann wird sich gewiß nicht
schämen,
Es mit dem Phöbus selbst im Singen anzunehmen.

Menalkas.

* Diese Probe haben wir um desto lieber hier einrücken wollen, da uns die Hoffnung gemacht worden, ehestens die ganze Arbeit dieses gelehrten Schulmannes in Lübeck aus Licht treten zu sehen.

Menalkas.

Indessen, Freund! fang an. Sing von der Phyllis
 Brunnst,
 Vom Kobrus, wie er starb, und von des Alkons Kunst.
 Wo nicht, was dir gefällt! doch will ich nichts gebiethen:
 Und deine Heerde dort wird Tityrus schon hüten.

Nykon.

Jüngst macht ich mir ein Lied, das noch so ziemlich klang,
 Als ichs zugleich entwarf und bey mir übersang.
 Vielleicht gefällt es Dir. Ich schnitt es in die Buchen:
 Nachher so mag Amynt auch eins mit mir versuchen.

Menalkas.

Freund! Schickt ein Weidenstrauch sich zum Olivenbaum,
 So findet, wie mich dünkt, Amyntas bey dir Raum.
 Darf niedriger Serrunk zu vollen Rosenbüschen,
 So darf auch sein Gesang sich zu dem deinen mischen.

Nykon.

Du urtheilst gar zu gut. Allein genug, mein Sohn!
 Komm höre nun mein Lied. Hier ist die Hölle schon.



Der edle Daphnis starb, die Nymphen traurten alle,
 Und weinten ohne Trost bey diesem herben Falle.
 Ihr Bäch und Stauden habt den Nymphen zugesehn;
 Auf! gebt denn Zeugen ab, was dazumal geschehn.
 Denn stellt die Mutter vor und was euch die für Zeichen,
 Bey ihres theursten Sohns bejammerns werther Leichen,
 Um die sie sich geklemmt, von Angst und Kummer wies,
 Als sie die Götter gram, die Sterne grausam hieß.
 Es kam viel Tage lang kein Hirte zu den Ställen,
 Und trieb sein fattes Vieh hinaus zu kühlen Quellen,
 Kein Stück der Heerde hat den Strom auch nur beleckt,
 Noch auch ein Zäserchen von frischem Gras geschmeckt,
 Ja, Daphnis, Wüst und Wald in Africa erschillet,
 Weil über deinen Tod die Löwen selbst gebrüllet.
 Siebt uns Armenien manch freches Tygerthier,
 Das zahm die Wagen zeucht? man dankts, o Daphnis, dir!
 Dir, Daphnis, dankt man es, daß bey den Bacchustänzen,
 Die du gestiftet hast, umlaubte Stangen glänzen,

Der Ulmbaum macht mit Wein, der Wein mit Trauben
Staat.

Wir, Daphnis, bloß mit dir. Seit du von uns geschieden,
Hat Pales unsre Flur, ja Phöbus selbst, gemieden.
Wir pflügen Land und säen Getreid in Menge drauf:
Doch leider! Unkraut geht, nebst tauben Halmen, auf.
An Statt des Beilchenflors, statt röthlicher Narzissen,
Muß man den stolzen Wuchs gespizter Disteln wissen.
Ihr Hirten! Streuet Laub! Umschattet Quell und Bach!
Denn dieser letzten Pflicht sieht Daphnis selber nach.
Werft ihm ein Grabmaal auf, und auf das Grabmaal schreibet
Dies, was des Daphnis Ruhm, dieß, was die Wahrheit bleibet:
Hier ist des Daphnis Gruft, den Wald und Himmel kennt,
Und einer schönen Trift noch schönern Hirten nennt.



Menalkas.

O göttlicher Poet! Dein Lied hat mich ergetzt,
Wie, wenn ein Müder sich ins Gras zu schlümmern setzt;
Wie, wenn ein Wandersmann, den Durst und Hitze drückt,
Sich durch den kühlen Trank aus reger Flut erquickt.
So wohl denn, wenn du singst, als auf den süßen Röhren,
Bist du, wie ehemals dein Meister, anzuhören.
Und o geschickter Freund! ich weis die Welt stimmt ein:
Hinführo sollst du uns der andre Daphnis seyn.
Indeß erlaub auch mir, mein schlechtes Lied zu singen,
Auch ich will Daphnis Ruhm bis zu den Sternen schwingen;
Des Daphnis, dessen Tod uns billig stets betrübt.
Auch mir war Daphnis werth, auch mich hat er geliebt.

Nykon.

O Freund! Was könntst du mir gefälligers erweisen?
Ein Geist von seiner Art verdient, daß wir ihn preisen.
Und daß sich dein Gesang für so ein Haupt geziemt,
Beweist auch Stimichon, der mir ihn längst gerühmt.

Menalkas.



Verklärt in jener Burg, die Stern und Glanz durchhellen,
Bewundert Daphnis ist die nie betretenen Schwellen.

Der

Der Wolken graues Heer und der Gestirne Lauf
 Erblickt er unter sich und tritt mit Füßen drauf.
 Wen rührt nicht dieses Glück? die Lust beseelt die Wälder;
 Die rege Munterkeit durchdringet alle Felder;
 Auch Pan ist froh und jauchzt. Der Hirte hüpfet und singt;
 Selbst der Dryaden Chor erlustigt sich und springt.
 Kein Wolf ist mehr bedacht den Schafen nachzustellen,
 Kein aufgespanntes Netz, den leichten Hirsch zu fällen:
 Denn Daphnis liebet uns und unser aller Ruh.
 Der Lustreiz eilet selbst den rauhen Bergen zu.
 Hört! ihre Stimme wälzt sich jauchzend auf zum Himmel!
 Hört! auf den Felsen hallt der Lieder Lustgetümmel!
 Ich selbst vernehm ein Wort, das aus den Büschen bricht:
 Gott ist er; er ist Gott, Menalkas! zweifle nicht!
 O sey denn, Eheures Haupt, der Schmuck und Schutz der
 Deinen!

Sieh! vier Altäre hier bezeugen, wie wirs meinen.
 Denn zwene selbiger, mein Daphnis, sollen Dein,
 So wie die andere zweien des großen Phöbus, seyn.
 Dir soll mir jährlich Milch in zweenen Bächern schäumen:
 In zweenen schenk ich dir den fetten Saft aus Bäumen.
 Stell ich ein Gastmal an, wo Bacchus Freude nährt,
 Soll, wenn der Winter rast, dir um den lichten Heerd,
 Im Sommer, im Gebüsch, stets frischer Nektar fließen.
 Ich will mit reicher Hand dir Wein aus Chios gießen.
 Das angenehme Lied, das deinen Ruhm erhöht,
 Singt, nebst dem Lictier, dem Negon, der Damöt.
 Auch soll Alphesibö die tanzenden Satyren
 Sich durch den schlanken Leib bemühen aufzuführen.
 Dieß Daphnis, halt ich dir, so oft die Schäferreihn
 Den Nymphen dienstbar sind, so oft sie Aecker weihn;
 So lang in Berg und Wald die wilden Eber wühlen,
 So lang im Strome noch die schnellen Fische spielen,
 So lange Thymian der Bienen Speise heißt,
 So lang hinsühro noch das Heupferd Thau geneußt:
 So lang, o Daphnis, soll die Welt von deinem Ehren,
 Von deines Namens Ruhm, von deinem Lobe hören.
 Heißt Bacchus freudenreich, und Ceres groß und gut,
 Wenn sie der Landmann ruft und sein Gelübde thut;
 So soll er jenen gleich, auch dich im Munde haben.
 Du Daphnis, hörst ihn denn und forderst seine Gaben.



Mykon.

Nch, Freund! was schenk ich dir für dieß so schöne Lied?
So reizend tönt und rauscht kein schnell entstandner Süd,
Kein rascher Uferschlag mit Glimpf gewälzter Wellen,
Kein felsenreiches Thal mit lauten Wasserfällen.

Menalkas.

Nimm erstlich dieß, mein Freund, was ich dir reichen kann,
Nimm dieses schlechte Rohr von meinen Händen an.
Auf diesem lernst ich einst das Lied von meinem Knaben:
Das angenehme Kind, Alexis, reich an Gaben. *
Auf diesem übt ich mich noch ferner, als Poet,
Und sang das zweyte Lied: Wem hütest du, Damót? †

Mykon.

Ich nehms und danke dir und liefre dieses Stäbchen,
Um welches ehedem das liebenswerthe Knäbchen,
Antigenes, umsonst mir in den Ohren lag.
Mich dünkt, es ist ganz hübsch an Knoten und Beschlag.

* So fängt sich die Uebersetzung der zweiten Ecloge an.

† Ist der Anfang der dritten Ecloge, im Deutschen.

IV.

Johann Bödickers Grundsätze der deutschen Sprache mit dessen eigenen und Johann Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen, durch neue Zusätze vermehret, von Johann Jacob Wippel. Nebst nöthigen Registern. Berlin 1746.

659. Seiten in 8.

Die Bemühungen, um die Beförderung der Grundrichtigkeit und Schönheit der deutschen Sprache, verdienen eben so großes Lob,

Lob, als der vormalige Fleiß der Griechen und Römer in ihrer Muttersprache. Haben wir nun Ursache, in vielen andern Stücken der Gelehrsamkeit uns dieselben zu Mustern vorzustellen: so erfordern sie gewiß auch hierinnen unsere Nachahmung. Es gebührt also denjenigen Männern ihr Lob, welche sich mit einer so rühmlichen Arbeit beschäftigen und ihrem Vaterlande damit zu nutzen suchen. Diese rühmliche Absicht hat auch Herr Wippel gehabt, denn er liefert uns aus diesem Antriebe die bödickerische Sprachlehre mit Frischens Anmerkungen, und hat selbst einige neue Zusätze beygefügt. Die erstern beyden sind so bekannt, daß es etwas überflüssiges seyn würde, eine Nachricht davon zu ertheilen: daher wollen wir nur dasjenige anführen, was Herr Wippel bey dieser Auflage geleistet hat. Davon unterrichtet er uns in der Vorrede, in welcher er zu erkennen giebt, daß die Begierde dem Nächsten zu dienen, und die Beyspiele seiner beyden Vorgänger, ihm den Muth gegeben, dem Ansuchen vieler Liebhaber nicht ferner zu widerstehen, und diese Sprachlehre nebst seinen Zusätzen der Welt aufs neue in die Hände zu bringen. Er wisse zwar, daß schon andere deutsche Grammatiken auf Erden sind, und daß Herr Professor Gottsched eine Sprachlehre und Herr Professor Reichard einen gleichmäßigen Unterricht zugesagt haben: dieses aber habe ihn nicht abwendig gemacht, die bödickerische Grammatik von neuem heraus zu geben, weil sie unter denen, welche schon vorhanden sind, die ausführlichste ist; und weil die belobten Männer, welche neue heraus ge-

ben wollen, das Daseyn der bödickerischen Sprachlehre, die sie geliebt haben und noch lieben, vertragen können. Es ist dieselbe schon fünfmal im Drucke erschienen, nämlich 1690, 1701, 1709, 1723 und 1729. Die beyden von 1701 und 1709, und die beyden letzten, sind aber nur verschiedene Abdrücke, die in nichts von einander unterschieden sind: und also haben wir eigentlich nur drey Auflagen, die von einander abgehen; die izige aber ist die vierte Auflage und der sechste Abdruck.

Er liefert uns in derselben die richtigen ungeänderten Grundsätze des Herrn Bödickers nebst seinen Anmerkungen, in ihrer eigentlichen Beschaffenheit; worinnen er sich von Herrn Frischen unterscheidet, als der die bödickerischen Regeln und Anmerkungen nach Gefallen geändert und weggeworfen hat. Er aber giebt jedem das Seinige wieder, und bezeichnet die bödickerischen Anmerkungen mit **B**, und die Frischischen mit **F**. Die Seinigen aber läßt er ohne Buchstaben. Er sagt, er habe nichts weggeworfen, als was zur Sache nicht gehört; und was er weggeworfen, das habe er angezeigt; insonderheit aber habe er die Vorreden weggelassen.

Der Herr Herausgeber verdient also zwar allerdings Lob, daß er einem jeden das Seinige wieder gegeben; wir glauben aber, daß es noch besser gewesen seyn würde, wenn er uns Bödickers völlige Sprachlehre mit allen seinen Anmerkungen ungeändert geliefert, und sich auch dieser oberwähnten mäßigen Freyheit nicht bedienet hätte. Denn er hat nicht nur Anmerkungen weggelassen, welche den
Sinn

Sinn des Verfassers wohl erklären; sondern auch viele kürzer zusammen gezogen: wie wir es bey Gegeneinanderhaltung der eignen bödickerischen Anmerkungen an verschiedenen Orten beobachtet haben. Ja der Herr Wippel hat es auch nicht allemal angezeigt, was er weggelassen; welches er doch in der Vorrede ausdrücklich versprochen. Besonders hätten wir gewünscht, daß die Schriftsteller, die Herr Bödicker zu Ende der Anmerkungen angeführt hat, wären beybehalten worden.

Da bey dieser Art von Schriften, wo bloße Anmerkungen hinzu gethan werden, keine aneinander hangende Erzählung statt hat: so wollen wir theils eine allgemeine Nachricht davon geben, theils etwas anführen, was darinnen besonders ist. Der Anmerkungen sind eine große Anzahl. Die meisten §§. sind damit versehen, einige sind auch weitläufig: überhaupt aber folgen die Anmerkungen dieser dreyen Sprachlehrer alle nach einander; daher man sie bloß durch die Buchstaben am Ende der Absätze unterscheiden muß. In den Seinigen erklärt Herr Wippel bisweilen die Meynung seiner Vorfahren, vertheidiget, verbessert und bestimmt sie auch nach Gelegenheit etwas genauer. So; bestätiget er auf der 92 Seite die Regel Bödickers, daß man die selbstständigen Nennwörter mit großen Buchstaben schreiben solle; und geht also von Herrn Frischen ab, dessen Gründe er aber nicht widerlegt. Dieser letztere wollte uns nämlich dieser Zierde unsrer Sprache darum berauben; weil sie eine beschwerliche Schreiberlast wäre; weil man erst den Unter-

schied unter selbstständigen Nennwörtern, und den Beywörtern wissen müsse, welches man aber den Deutschen nicht zumuthen könne. Allein aus dieser Ursache könnte man alles, was Mühe kostet, verwerfen. Da aber dieser Unterschied seinen Nutzen hat, so billiget ihn Herr Wippel mit Rechte. Auf der 117 Seite fügt er zu dem 24 S. daß Wörter aus fremden Sprachen ihre Grundbuchstaben behalten sollen, diese Einschränkung hinzu: daß es erlaubt sey, die Wörter aus fremden Sprachen nur mit denjenigen Buchstaben zu schreiben, welche man in der Aussprache hört; als für Despreaux, Prideaux, Belleisle, Despro, Prido, Bellile; weil sie der Leser sonst nicht ordentlich aussprechen würde. In diesem Stücke aber, werden wir ihm schwerlich beypflichten können, weil sonst die Namen oft ganz unkenntlich werden, und es den deutschen Namen bey den Ausländern wieder eben so gehen würde. Wer würde z. E. bey den Wörtern Sehne, Burdo, Schalong, Kuang, Arfard, Lord Eschenzler u. lgl. errathen, daß sie die Seine, Bourdeaux, Charlons, Rouen, Cambridge, Orford, Lord Chancellor u. d. gl. vorstellen sollen. Auf der 120 Seite beståtigt er die Regel, man solle keine fremde Wörter in die Sprache mischen. In der Wortforschung billiget er die Declination, zween, zwo, zwey. In der Wortfügung verwirft er die Gewohnheit, in den Participien einen besondern Nachdruck zu suchen, vergleichen manchmal die Dichter thun, die ihnen eine eigene, zuweilen getrennte und verworfene Stellung geben; dadurch aber ihre Schreibart

sehr

sehr dunkel machen, und die Sprache auf einen ausländischen Leisten schlagen. Noch mehrere dergleichen Anmerkungen findet man hin und wieder, die ganz wohl angebracht sind. Jedoch hat es uns bey einigen geschienen, als wenn sie allzusehr auf die allgemeine Sprachlehre giengen; und zur Sache nicht gehörten, z. E. was von den Erklärungen der Grammatik bald im Anfange, von der Wortfügung und ihren Eintheilungen, von der 356 bis 361 Seite; von dem Ursprunge des Barbarismus und Solöcismus, auf der 450 Seite; von unterschiedenen Figuren und andern Dingen vorbringt, welche so allgemein sind, daß sie in allen Grammaticken könnten ausgeführt werden. Dergleichen gelehrte Ausschweifungen nehmen nur den besondern und nöthigen Anmerkungen den Platz weg; und dieses ist auch hier geschehen. Z. E. wenn Bödicker auf der 88. Seite sagt; die neue Schreibart sey nicht anzunehmen: so wäre es wohl nöthig gewesen, zu erklären, worinnen dieselbe damals eigentlich bestanden; und dieses wäre aus den angeführten Schriftstellern leicht zu bestimmen gewesen. Es ist zwar wahr, daß Bödicker sagt, er wolle gar nicht anführen, worinnen sie bestehe; es sey am besten, die Jugend wisse es nicht. Allein wir hoffen, daß Herr Wippel diese Entschuldigung nicht für zulänglich halten wird, etwas wegzulassen, was eigentlich in die deutsche Grammatik und zur Erklärung seines Sprachlehrers gehört. Wäre gleich kein anderer Nutzen daher zu gewarten gewesen, als dieser, daß man gesehen, wie sich jederzeit Leute von der wahren

Rechtsschreibung entfernt und auf seltsame Träume gefallen: so würde er doch von ziemlicher Wichtigkeit gewesen seyn, da dieselben auch wohl heute noch ihre Nachfolger und Erneurer finden.

Das besondere, worinnen der Herr Herausgeber hauptsächlich sich unterscheidet, betrifft die Rechtsschreibung. Auf der 16 und 41 Seite redet er von dem Verlängerungs-H. Er meynt nebst einigen andern, es sey dasselbe in der Sprache nicht nöthig, und aus eben dieser Ursache hat er es auch in dieser Sprachlehre weggelassen. Es ist dasselbe schon vielen ein Anstoß gewesen, und etnige alte Sprachlehrer haben darüber nicht einig werden können. Herr Wippel sucht seine Meynung zu beweisen, und zwar durch folgende Sätze, die wir kürzlich anführen und denen wir unsere Antwort beyfügen wollen.

1. Andere Sprachen wissen von keinem Verlängerungs-H. die Lateiner schreiben nicht amahre sondern amare. Erstlich ist zu merken, daß die lateinische Sprache nicht die Regel oder das Muster aller Sprachen ist: und an sich selbst viel besondres hat, welches die Griechische z. E. schon nicht gehabt. Was wäre es nun, wenn die Deutsche darinn auch was besonders hätte; und also von andern Sprachen abgienge, welche nichts davon wissen? Ferner ist es gewiß, daß doch einige Sprachen und sonderlich die ältesten, gewisse Merkmaale haben, die Länge und Kürze ihrer Selbstlauter auszudrücken, ob sie gleich kein h dazu gebrauchen. 3. E. Die Hebräer machen ihre kurze und lange Selbstlauter verschiedentlich, und die Griechen haben ihr s
und

und η , o und ω ; der Accente vor iso nicht zu gedenken. Es haben also einige Sprachen etwas, das der unsrigen gleich kömmt.

2. Einw. Man hört das h in der Aussprache nicht: warum soll man es denn schreiben? Antwort. Zeigt es die Länge des Selbstlauters an, wie es wirklich thut, so hat es doch seinen Nutzen. Sollten aber alle Buchstaben weggeworfen werden, die man nicht aussprechen hört, so würden viele und insonderheit die Doppellauter ihren Abschied bekommen, und man würde nicht die, diese; sondern di, dise schreiben müssen, wie auch neulich einige Sonderlinge zu thun angefangen. 3. Einwurf. Man müßte alle lange Lautbuchstaben entweder gedoppelt schreiben, oder ihnen allen ein h anhängen. Warum geschieht es aber nur in einigen? Antwort, weil die gegenseitigen Kunstrichter nicht so kühn sind, etwas wider den allgemeinen Gebrauch einzuführen. Denn der alte Gebrauch eines Volkes rechtfertiget in willkürlichen Dingen manches; wie schon Horaz erkannt hat:

Si volet VSVS,

Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.

4. Einwurf. Die Aussprache ist etwas willkürliches, daher sprechen manches Landes Einwohner die Sylben mit dem h kurz aus. Antwort. Nach der besondern Aussprache kann man sich nicht richten; denn sonst haben wir in allen Städten andere Orthographien zu gewarten: sondern man muß die rechte und gewöhnlichste zu Rathe

Rathe ziehen, die in denen Landschaften gilt, worinn dem gemeinen Ruffe nach, bey Hofe das Deutsche am besten gesprochen wird. 5. Einwurf, warum schreibt man es in solchen Sylben, welche schon wegen ihres Selbstlauters oder Doppellauters lang sind, als in Aehren? Antwort, ebenfalls zum Unterschiede der Länge: denn in Aeltern ist eben dieser Doppellauter, der in wählen, vermählen, zählen, steht: und er wird doch anders ausgesprochen.

Auf der 41 Seite hat er Gelegenheit wieder davon zu reden, und erklärt sich so. 1. Das Verlängerungs h als ein Verlängerungs h ist ein Unding. Daher muß es nicht geglaubt werden. 2. Soll es nur ein Zeichen des langen Selbstlauters seyn, so ist es doch nicht allgemein angenommen, und macht viele Zweifel und Unordnungen, darum kann es überall wegbleiben, sonderlich bey allen Diphthongen. Bey diesen zweyen Regeln berufen wir uns theils auf obige Anmerkungen, theils auf das zarte und ekle Auge unparteyischer Leser. Dieses wird ohne Zweifel einen Widerwillen spüren, wenn es z. E. eine Zal, Wal, zälen, wälen, felen, ser, mer, lere, leren, gebären, keren, verferen, vermeren, u. d. gl. Wortgespenster mehr erblickt, die sich mit nichts, als dem Eigensinne ihrer Erfinder schützen können. Die folgenden Regeln sind desto richtiger. 3. Ist das h ein Stamm h, so muß es nicht für ein Verlängerungs h angesehen werden. 4. Man muß es nicht mit den Aspirations h vermengen

mengen und mit einigen für theilen, teilen schreiben.

5. Kömmt das h in der weitem Flexion zur Aussprache, so muß es als ein Stamm-h angesehen werden.

6. In gleichlautenden, aber verschiedene Bedeutungen habenden Wörtern könnte man es als ein Zeichen des Unterschiedes etwan noch passiren lassen. Jedoch ist es so unvermeidlich nicht. Damit der Herr Wippel sehe, daß wir nicht befürchten, seine Gründe möchten zu stark seyn, so wollen wir noch einen anführen. Er besteht in dem Beispiele derjenigen, welche schon vor drehhundert Jahren, Lere, ir, ire, Pre, verloren, Jar; anstatt Lehre, ihr, ihre, Ehre, verlohren, Jahr geschrieben haben. Allein zu allem Unglücke haben wir noch ältere Schriften, darinnen sich das h befindet, und folgende drey Gründe dazu.

1. Es würde nur wider eine fast allgemeine Gewohnheit seyn; und der Gebrauch hat allemal ein großes Recht.
2. Es würde Dunkelheit und Zweydeutigkeit verursachen. Denn wie wollte man in und ihn, im und ihm und so ferner unterscheiden? Der Herr Herausgeber sieht dieses auch selbst ein, und ist so freygebig, daß er es hierinnen erlaubt.
3. Es würde die Aussprache der Anfänger und Ausländer verwirren und die Schwierigkeiten häufen.

Auf der 25 Seite sagt er von dem y seine Gedanken mit diesen Worten: „Das y unterscheidet die gleichlautenden Worte nicht in dem Schalle und der Aussprache, sondern nur dem Schreiben nach, z. E. seyn esse und sein suus. Wozu aber bedarf man dieses Unterschiedes, der so nicht einmal

„mal durch die ganze Sprache beobachtet wird;
 „Man kann aus dem Zusammenhange der Rede
 „gleich einsehen, wenn ein Wort einen andern Be-
 „griff andeutet, als dasjenige, mit dem es etwan
 „einerley in der Aussprache und dem Schreiben ist.
 „Gebet, date, und Gebet precatio, Reise iter, und
 „reise, proficiscere, kann ja der Leser so leicht dem
 „Begriffe nach, von einander absondern, daß man
 „gar keinen erheblichen Grund findet, solchen Buch-
 „staben y sogleich in die Sprache mit aufzunehmen.
 „Auch die Lateiner wollen ihn so ungern leiden,
 „und die deutschen Schreiber haben ihn oft nur als
 „einen unnützen Zierath unter ihren Zügen ange-
 „bracht. Wir haben diese Ursachen deswegen mit
 seinen eignen Worten angeführet, damit der Leser,
 der etwan keinen Beweis darinnen finden möchte,
 nicht argwohnen könne: wir hätten ihn aus Furcht
 vor seiner Stärke, in unserer bloßen Erzählung ver-
 lohren. Es ist auch sehr leicht darauf zu antworten.
 Das y ist der Deutlichkeit wegen nöthig. Denn
 junge Leute und Ausländer können doch wohl seyn
 von sein, viel eher unterscheiden, wenn beyde verschie-
 den geschrieben sind. Es ist auch ein allgemeiner Satz
 aus der philosophischen Sprachlehre, daß soviel als
 möglich, alle verschiedene Begriffe und Gedanken
 mit verschiedenen Zeichen angedeutet werden sollen.
 Je besser eine Sprache den beobachtet, desto deut-
 licher ist sie; je mehr Zweydeutigkeiten sie aber hat,
 desto schlechter ist sie zu achten. Und was ist es nöthig,
 aus dem Zusammenhange erst zu erkennen, was
 durch die Sache selbst geschehen kann? Auf diese
 Art

Art könnten sich alle diejenigen, welche zweydeutige Worte gebrauchen, damit entschuldigen: es sey aus dem Zusammenhange klar, in welchem Verstande man das Wort brauche; und man dürfe nur das Vorhergehende und Folgende zusammenhalten, und einige Seiten wieder überlesen, so würde man es mit leichter Mühe einsehen. Allein es ist so weit gekommen, daß diejenigen, welche dunkle Gedanken haben, durch die Schreibart noch dunkler zu werden sich bemühen; und sich daher auch einer dunkeln Rechtschreibung bedienen. Wie wollten alsdann die Schriften nicht tieffinnig werden! Es ist wahr, daß der Sinn, gebet date, und Gebet precatio, unterscheidet; aber dennoch unterscheidet man sie größerer Deutlichkeit wegen, in den Anfangsbuchstaben und mit dem *Z* welches dem letztern mit Recht hinten angehänget wird. Hingegen ist es falsch, daß man keinen Grund habe, das *y* in die deutsche Sprache aufzunehmen. Denn einmal soll es nicht erst aufgenommen werden, sondern es hat sich schon darinnen befunden, ehe man es widerrechtlich herausgestoßen hat. Die Alten schrieben schon vor etlichen Jahrhunderten, *Paradeys, schray, sh, by, eylet, an statt Paradeis, schrey oder schreue, sey, bey, eilet*; und es wurde sonderlich zu Ende an stat des *i* und *ei* gebraucht, wie dieses die Engländer und Holländer noch diese Stunde thun; und worinnen es mit dem *f* eine Gleichheit hat, das am Ende eine andere Gestalt, als im Anfange und in der Mitte bekommt. Ferner giebt schon Butschky, der doch sonst eine Menge ungereimter Dinge auf die Bahn bringt, in seiner hochdeutschen Kanzley und
zwar

zwar in dem hochdeutschen Schlüssel zur Schreibrichtigkeit folgende Regel auf der 14 Seite: „Wahr ist es, daß das kurze (i) kein Ende oder Schlußbuchstabe ist, und niemals das Wort oder die Sylbe, so naturgemäß auf ein i ausgehen, schlüssen soll; sondern es wird an dessen statt das y zu schärferer Aussprache gesetzt, als: zwey, drey, frey, Bley, 2c. Und auf der 15 Seite: „das y wird in der Mitte selten gebraucht; es wäre denn in zusammengesetzten Worten als frey-willig, frey-gebig, dreysältig.“ Diese Anmerkungen nebst der allgemeinen Regel: unterschiedene Worte unterscheide mit verschiedenen Buchstaben; sind wichtige Gründe, wider die Ursache, weil die Lateinische Sprache ihn nicht gerne leidet, von keinem Gewichte ist, da wir eben nicht nöthig haben, unsere Sprache auf lateinischen Fuß zu setzen.

Auf der 113 Seite giebt Bödicker den Rath: Man solle die Rechtschreibung aus guten Büchern erlernen. Herr Wippel fügt hinzu, man solle nebst denen von Bödickern angeführten Schriftstellern, unter den neuern sonderlich diejenigen lesen, welche die Rechtschreibung der Leipziger deutschen Gesellschaft angenommen haben. Wir sind mit dem Herrn Wippel hierinnen einerley Meynung; aber wir wundern uns, wie er diese Schriftsteller hat anführen können, da sie in den meisten Stücken von seiner Rechtschreibung abgehen und in allen Zeilen das Gegentheil zeigen. Denn wo schreiben Opitz, Flemming, Gryphius und andere vom Bödicker angeführte Schriftsteller, und die hiesige deutsche Gesellschaft, Son, sei, teutsch

deutsch u. s. f. an statt Sohn, sey, deutsch. Hätte er nicht diejenigen anführen sollen, welche diese Verwirrung und Unordnung aufgebracht, und sich aus Mangel einer genungsamten Einsicht in die deutsche Critik, und aus einer kühnen Begierde zu Neuerungen, davon entfernt haben? Hätten diese nicht als Muster einer Rechtschreibung, die er billiget, sollen vorgestellt werden? Jedoch vielleicht können diese es nicht in der Orthographie überhaupt, sondern nur in den Abweichungen seyn.

Auf der 123. Seite verwirft er die Gewohnheit, fremde Wörter nicht zu decliniren, wenn sie gleich keine deutsche Endungen an sich nehmen können; da wir doch andere Völker hierinnen zu Vorgängern haben, auch keinen Nutzen, aber wohl Beschwerlichkeit dabey finden; sonderlich wenn unstudirte Leute griechische oder lateinische Namen decliniren sollen: da wir ferner keinen Grund haben, sie in unsrer Sprache nach den Regeln der ihrigen zu verändern, welches auch die Lateiner mit den griechischen Namen nicht gethan haben; und da es endlich verdrießlich seyn würde, den Deutschen zuzumuthen, die Declinationen der Lateiner, Griechen, Hebräer und anderer Völker zu erlernen. Seine Meynung bestätiget er mit diesen Worten, „Sie machen den singularem und pluralem zu einerley Ding. Daher sagen sie getrost: Gymnasiums und Schulen sind die Pflanzgärten des gemeinen Wesens. Eben so machen sie auch den *Genitivum* und sprechen: das Licht des Evangeliums, der Geburtstag des Gymnasiums. Wie

Bücherf. II. B. 6. St. 11 necksch

„neckisch aber klingt das? Uns scheinete es zwar in diesen Exempeln auch neckisch zu klingen; daher man diese Redensarten leicht ändern könnte: allein wenn es auch in diesen Wörtern etwas ungewöhnlich ist, so wird es doch gar nicht neckisch klingen, wenn man sagt, daß Leben des Cicero, oder noch besser, Ciceros Leben; im Petronius, oder noch besser, im Petron. Wird man es erst in diesen Worten gewohnt seyn, so wird es alsdann aufhören, neckisch zu klingen. Warum will man, fährt er fort, lateinische Worte nicht decliniren, da man ja deutsche decliniren muß? Darauf werden aber die Gegner antworten, weil sie sich nicht nach deutschen Declinationen decliniren lassen, oder keine deutsche Endung bequem annehmen; weil ein Deutscher muß deutsch reden können, ohne die lateinische Sprache zu verstehen; und weil andere Sprachen auch Wörter haben, die nicht decliniret werden.

Diese Proben mögen genug seyn, zu zeigen, worinnen Herr Wippel hauptsächlich abweicht, und was für Gründe er zur Bestätigung seiner Meynung vorbringt. Was die Schreibart anbetriefft, so hätten wir nicht vermuthet, in einer Sprachlehre, welche die Reinigkeit der Sprache aupreist, so oft und so viele fremde Wörter anzutreffen. Man findet *usus loquendi*, *termini familiares*, *regulæ dividendi*, *studium Etymologicum*, *Dativi commodi* und *danni*, *honoris* und *contentus*, *Exception*, und andere mehr, die man im deutschen ganz wohl ausdrücken könnte: zugeschwiegen, daß die grammaticalischen Kunstwörter meistentheils lateinisch gebraucht

gebraucht sind; die doch bereits in den Schottelischen Stielerischen und andern alten Sprachlehren, imgleichen in den deutschen critischen Schriften, längst deutsch übersetzt und heute zu Tage bekannt genug geworden sind. Eben diese lateinischen Kunstwörter werden öfters declinirt, und daher nach einer von ihm gegebenen Regel mit lateinischen Buchstaben geschrieben, welches eine bunte Mannigfaltigkeit macht, und lieblich anzusehen ist: zugeschweigen daß es seine deutsche Grammatik, dem Frauenzimmer, und allen Unstudirten unbrauchbar macht, für die sie doch eigentlich geschrieben seyn sollte. Einige Redensarten haben uns auch nicht allzu gut und richtig geschienen.

In der Vorrede z. E. sagt er von Bödickern und Frischen; Die schon vollendeten Männer, welches vielleicht an statt consummatissimi viri wird stehen sollen. Das Geboth stellen, anstatt befehlen; Ich muß noch lange lernen, ehe meine Einsichten aufhören sollen, in der Vergleichung mit dem hohen Wissen solcher Vorgänger ein Garnichts zuheißen; seinem Entschlusse die Thätlichkeit gönnen; ihre Weisung bekommen, an statt abfertigen oder wiederlegen; teutsch machen, an statt ins Deutsche übersetzen. Und auf der letzten Seite soll nicht der geneigte Leser, der es bisher gethan hat, sondern die Geneigtheit die Druckfehler bessern. Dergleichen Redensarten, die vielleicht in andern Büchern können übersehen werden, müssen in einer deutschen Sprachlehre vermieden werden: damit man seine

Lehren alsobald mit den Beyspielen bestätige. Ueberhaupt aber halten wir des Herrn Herausgebers Absicht, der Welt zu dienen, für lobenswürdig, und wünschen, daß seine Bemühungen um die deutsche Sprache eben so wohl mögen erkannt werden, als edel seine Absicht ist; da er sich bemüht, der Jugend eine Liebe zu unserer Sprache einzulösen, und sie durch seinen Unterricht zu Erlernung derselben anzuführen.

V.

Streit unter den Anhängern Homers und Virgils*.

Der jüngere Herr Boivin verfertigte im 1706. Jahre eine Historie von dem Streite, der sich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts unter den Platonikern und den Anhängern des Aristoteles entsponnen; und diese Geschichte steht im zweyten Theile der Nachrichten (Memoires) dieser Akademie gedruckt.

Die Aehnlichkeit der Materien veranlassete eben diesen Herrn Boivin im 1707. Jahre eine Geschichte von derjenigen andern Art eines bürgerlichen Krieges zu verfertigen, der sich vielleicht nicht so bald endigen wird, nämlich der Streit, zwischen den Anhängern Homers und Virgils. Dieses zweyte Stück hätte sowohl gedruckt werden können, als

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscr. & Belles Lettres
T. I. p. 227. seqq.

als das erste, wenn nicht der Verfasser selbst gefürchtet hätte, daß dasjenige, was damals neu und merkwürdig zu seyn schien, aniso abgenüßt und gemein scheinen möchte; nachdem seit drey oder vier Jahren, bey Gelegenheit der neuen Ilias, so vieles davon gesaget und geschrieben worden.

Es wird also genug seyn, allhier anzumerken, daß das Werk des Herrn Boivins, eine Sammlung und critische Untersuchung der Zeugnisse derer Schriftsteller sey, welche einem oder dem andern von diesen zween Fürsten der Dichter günstig gewesen. Diese Zeugnisse sind in zwey Hauptstücke abgetheilet, davon das erste, das Urtheil der Dichter, und das andere, das Urtheil der prosaischen Scribenten enthält.

Die Zeugnisse der Dichter sind einem jeden bekannt, wenn man einige dunkle Poeten ausnimmt, deren Beyfall nicht mitgerechnet zu werden verdient. Uebrigens sind auch die poetischen Urtheile weder gründlich noch zuverlässig. Sie loben nun oder tadeln, so treiben sie die Sache gern zu hoch, und bekümmern sich wenig darum, das was sie sagen zu beweisen. Die Zeugnisse der prosaischen Schriftsteller scheinen also sicherer zu seyn.

Indessen muß man unter denselben abermal die Alten von den Neuern unterscheiden. Die alten Schriftsteller vom Vellejus Paterculus an zu rechnen, welcher unter dem Tiber lebte, und den Virgil noch gekannt haben mag, bis auf die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, sind alle für den Homer; oder es scheint doch, daß sie dem Vir-

gil ungemein haben schmäucheln wollen, wenn sie ihn mit diesem griechischen Dichter in eine Reihe gesetzt.

Nach diesem hat man fast tausend Jahre lang sie gar nicht mehr mit einander verglichen, bis Floridus Sabinus seine Bertheidigung der lateinischen Schriftsteller ans Licht gab. Er ist damit nicht zufrieden, daß er den Virgil von denen Vorwürfen rechtfertiget, die ihm vom Lascaris und Makrobis gemacht worden; sondern er schimpft auch den Homer ohne Maas, als wenn Virgils Ehrenrettung dadurch etwas gewönne. Julius C. Scaliger, der auf diesen folgte, gieng mit dem Homer noch ärger um. Vergleicht er ihn ja mit dem Virgil: so ertheilet er doch alles Lob bloß diesem lateinischen Dichter, und der Schimpf fällt ganz allein auf den griechischen: *Virgilius*, saget er, *artem ab eo rudem acceptam lectioris naturae studiis atque iudicio ad summum extulit fastigium perfectionis, quodque per paucis datum est, multa detrahendo fecit auctiorem. Fudit Homerus, hic collegit; ille sparfit, hic composuit. Quantum a plebeia muliercula Matrona distat, tantum summus ille Vir a Diuino nostro superatur. Quae sunt magnifica in Homero, non aequant magnitudinem Virgilii. Virgilius Magister est, Homerus Discipulus. Facit Diuina ex humilibus Homeri. Homerus humilia et humiliter; Virgilius grandiora et magnifice. Opprimit et obruit Homerum;*

re-

relinquit eum post se. Narratio alterius aurea, alterius plumbea. Hic verus Poëta, ille foraneus Narrator. *Homerus* moles quidem est, sed rudis et indigesta: *Virgilius* autem Deus est, et melior natura.

Der Geschichtschreiber dieses Streitens, den ein Vorzug verdrießt, welcher ihm so unbillig vorkömmt, kann sich nicht enthalten, sich selbst ein wenig mit ins Spiel zu mischen, und wiederum vom Scaliger eine Abbildung zu machen, die mit dem hohen Begriffe gar nicht übereinstimmt, den viele Leute sich von seiner Critik machen. Scaligers Namen, sagt Herr Boivin, hintergeht uns. Er ist ein sehr witziger Kopf, der fertig Latein schreibt, ein überaus belehener Gelehrter: aber er ist ein Starrkopf, und wider die Griechen, aus Liebe zu seinen Lateinern, dermaßen eingenommen; daß er bey den letztern nur lauter Gutes, und bey jenem lauter Schlimmes sieht, oder vielmehr zu sehen glaubt. Man kann sich auf seine Critik sehr schlecht verlassen. Und wer wollte auch wohl auf das Urtheil eines Mannes bauen, der das Gedicht von Leander und Hero, dem alten Musäus zuschreibt? Ein entsetzlicher Schnitzer! da dieses kleine Gedicht von einem Sprachlehrer des VI. Jahrhunderts gemacht worden, auch nach einem ganz neuen Geschmacke geschrieben ist, und den guten und unverfälschten Arbeiten der Alten gar nicht ähnlich sieht.

Der Pater Rapin ist der letzte Schriftsteller, dessen Zeugniß vom Homer und Virgil Herr Boivin untersucht. Da nun selbiger, nachdem

er dem griechischen Dichter überhaupt ein sehr großes Lob ertheilet, ihn hernach auf eine vielleicht beschäftere Weise tadelt, als Scaliger gethan: so rückt ihm unser Geschichtschreiber alle Vorwürfe auf, die sein Ansehen vermindern können. „Wenn
 „der P. Rapin, saget er, die Ilias so fleißig
 „durchblättert hätte, als er es mit der Aeneis gemacht, so würde er nicht gesaget haben, daß die
 „Ilias, welche nur eine Zeit von funfzig Tagen
 „enthält, acht oder neun Monate enthielte: und
 „wenn er den Quintilian recht gelesen hätte; so
 „würde er nicht vorgeben, daß dieser Kunstrichter
 „dem Virgil mehr Lob ertheilet, als dem Homer.“

Der Verfasser beschließt seine Untersuchung mit folgender Betrachtung. Die Ilias und Odyssee sind zwei große Schilderungen, davon die Aeneis ein Auszug ist. Diese muß also genauer betrachtet werden. Alles muß darinnen vollkommen seyn. Die großen Gemälde sieht man von weitem an; es ist also nicht nöthig, daß alle Züge darinnen so ausgearbeitet und fleißig seyn. Ja es ist bey einer großen Schilderung vielmehr ein Fehler, wenn es gar zu mühsam ausgearbeitet ist. Dftmals hält man dasjenige für eine wahre Schönheit, was doch nur ein Puzwerk und ein fremder Zierrath ist. Es giebt keine Stelle in der schönsten Schilderung des größten Künstlers, der man nicht noch irgend eine Schönheit beifügen könnte. Man lasse sie aber wie sie ist: sie wird doch allemal ein vortrefflich Stück seyn. Bessert man daran; so wird es vielleicht

leicht gezielter, aber mit allem dem minder schön werden, als es vorhin war.

Virgil hat denen Zügen, die sein Vorbild ihm dargebothen, einige neue hinzugefügt. Diese Zusätze aber sind noch nicht hinreichend, daß das Original der Copie weichen müsse; denn das Original brauchte ihrer nicht, und sie haben vielleicht darinnen gar nicht angebracht werden müssen. Die wahre Schönheit besteht nicht darinn, daß man eben alles saget, sondern daß man dasjenige, was man sagt, gut sage. Sie besteht nicht sowohl darinnen, daß man große Wahrheiten sage; als daß man geringe Sachen vortrage, ohne kriechend zu werden. Es scheint, daß an vielen Stellen im Virgil mehrere Kunst und Pracht zu finden sey, als im Homer. Allein alle diese Kunst und Pracht können es noch einer wahren Erhabenheit nicht zuvor thun, die mit einer so glänzenden Einfalt verbunden ist, welche auch in ihrer Nachlässigkeit gefällt.

VI.

Fortsetzung des Auszuges, aus
Marggraf Albrechts des Aeltern, ersten Herzogs
von Preußen, Leben, von M. Fr.
Sam. Bock. Königsb. 1745. in 8.

Wir sind neulich bey der traurigen Trennung
der preussischen Lande stehen geblieben,
215
die

die durch das ungerechte Regiment, und üppige Leben des deutschen Ordens veranlasset worden. Ein dreizehnjähriger Krieg entschied, daß das westliche Stück von Preußen unter pohlnischem Schutze stehen, der östliche aber von Pohlen zu Lehne genommen werden sollte. Die Hohemeister Heinrich Kestle und Johann von Tiefen, erkannten auch bey ihrer Erwählung, den König in Pohlen für ihren Oberherrn, und huldigten ihm. Heinrich Reuß aber und Martin Truchs, ihre Nachfolger, verschoben theils diese Lehnsnehmung von einer Zeit zur andern; theils wurden sie endlich doch durch Drohungen dazu genöthiget. Dieses schmerzte den Orden sehr, und Johann von Teufen, ein neuer Hohemeister, beseufzete das Versehen seiner Vorfahren sehr bitterlich, als er einsmals auf einer Reise nach Königsberg, dieser großen Stadt in freyem Felde ansichtig wurde. Man war daher eifrig darauf bedacht, wie man sich dieses pohlnischen Joches wiederum mit guter Art ent schlagen könnte. Das beste Mittel dazu schien dieses zu seyn, wenn man nicht mehr wie bisher, die Hohemeister aus den Rittern, sondern aus großen fürstlichen Häusern erwählen möchte; um dadurch einen mächtigen Beystand gegen Pohlen zu gewinnen.

Der erste, auf welchen die Wahl des Ordens fiel, war Herzog Friedrich, ein Sohn Alberti Animosi von Sachsen, der die Albertinische Linie dieses durchl. Hauses gestiftet. Dieser weigerte sich nun den Pohlen zu huldigen, wie seine Vorgänger schon gethan hatten. Er zog auch zwei Comthureyen ein,
und

und legte hin und wieder Zölle an, um dadurch dem Geldmangel abzuhelpfen, der ihn ohnmächtig machte, etwas gegen Pohlen zu unternehmen. Aber das langte noch nicht weit, und aus Deutschland konnte er keine Hülfe bekommen. Daher fiel ihm der Muth, etwas anzufangen; er verließ Preußen, und starb 1510. bey seinem Vetter Ernest, Erzbischofe zu Magdeburg. Darauf ward nun an dessen statt ein junger Marggraf aus dem Hause Brandenburg erwählet: und hierbey hebt der Herr Verfasser den ersten Abschnitt von Marggraf Albrechts Abstammung und Jugend an; die von 1490 bis 1511. d. i. bis zu seiner Erwählung zum Hohemeister geht.

Wir übergehen hier mit Fleiß alles, was er von dem Alterthume und Ursprunge des brandenburgischen Hauses sagt. Dieses Stück der deutschen Geschichte ist mitten in Deutschland so unbekannt nicht, als die preußische Historie, um die sich die deutschen Scribenten Insgemein nicht mehr bekümmern, als die Franzosen um die deutschen Geschichte. Wir fangen also billig bey Marggraf Albrechten mit dem Beynamen, Achilles, oder auch Ulysses, an; welche man ihm wegen seiner zugleich vortrefflichen Leibes- und Gemüthsbeschaffenheiten benlegte. Von ihm hat man gesagt, er regierte unter dem Namen Kaisers Friedrichs des III. das ganze römische Reich. Er kam 1420 zur Churwürde, und 1473 stiftete er die Erbverbrüderung zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen; und hinterließ von 19 Kindern, erstlich Johannsen den Großen, der 1476 seinem Vater in der Chur folgte; obgleich derselbe noch zehn Jahre

Jahre lebte und sein Alter in Ruhe zubrachte. Zum zweyten ließ er Prinzen Sigismund, der das Land oberhalb des Gebirges, oder das Bayreuthische bekam; aber 1495 ohne Erben starb. Endlich ließ er Marggraf Friedrichen, dem, nach dem damaligen für Deutschland höchst unseligen Theilungsgeiste der Fürsten, die ansbachischen Lande gegeben wurden; bis er auch bald das Bayreuthische dazu bekam.

So entstanden denn im brandenburgischen Hause zwei Linien, nämlich die Churlinie, und die fränkische; von der auch die preussische ihren Ursprung nahm. Denn Marggraf Friedrich bekam von Könige Casimirs in Pohlen Prinzessin, Sophia, deren vier Brüder die Krone getragen, zehn Prinzen, und sieben Prinzessinnen. Der älteste Casimir folgte ihm in Franken. Georg der Fromme, erhielt von dem Könige in Böhmen Ludwig, dessen Hofmeister er gewesen, 1523 das Fürstenthum Jägerndorf in Schlesien, und ward Marggraf von Anspach. Albrecht war der dritte, und ward, wie gedacht, zum Hohemeister des deutschen Ordens in Preußen erwählet. Die übrigen übergehen wir mit Stillschweigen.

Dem nachmaligen Churfürsten und Erzbischofe zu Cöln, Herrmann, einem gebornen Landgrafen zu Hessen; ward die Sorgfalt für die Aufzucht desselben anvertrauet. Zu dem hatte Albrecht an dem Hofe Kaiser Maximilians, wo sich sein Herr Vater oft aufhielt, Gelegenheit große Muster zu sehen. In den Kriegen dieses Herrn, sonderlich dem, der 1508 in Italien geführet ward, erwarb er sich auch eine

Er-

Erfahrung und Tapferkeit; und die bekannte Liebe zur Gelehrsamkeit an dem Kaiser mag auch einen ziemlichen Eindruck bey ihm gemacht haben. Dieser Kaiser empfahl derowegen unsern Prinzen dem deutschen Orden, auf den Fall der erledigten Hohemeisterwürde; weil derselbe zu dem geistlichen Stande einige Lust bezeigte, ehe nämlich die Reformation Lutheri ihm die Augen geöffnet hatte. Als daher der bisherige Hohemeister, Herzog Friedrich von Sachsen 1510 zu Rochlitz in Meissen gestorben, ward unser Marggraf Albrecht, der eben zwanzig Jahre alt war, durch die meisten Stimmen, zum Haupte des deutschen Ordens erwählet.

Die Freundschaft Kaisers Maximilians, die nahe Blutsfreundschaft mit dem Könige in Pohlen, und mit dem Churfürsten zu Brandenburg, seine persönlichen Eigenschaften, kurz, alles machte dem Orden die Hoffnung, durch diese Wahl seine verlohrenen Länder wieder an sich zu bringen, und des an Pohlen zu leistenden Huldigungseides, los zu werden. Die letzten drey Hohemeister hatten sich schon geweigert solchen zu thun. Dieses machte nun den Vater unsers Prinzen etwas zweifelhaft, als die Gesandtschaft des Ordens deswegen in Anspach anlangte. Doch der Marschall des Ordens, Graf Eisenberg, hub die Zweifel, und machte dem Prinzen, von Preußen und dem Orden, einen ganz andern Begriff. Er nahm also die Wahl an, und ward mit vielem Gepränge nach Mergentheim begleitet, wo ihm der weiße Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuze umgelegt ward.

Der zweite Abschnitt verfolgt die Regierung des neuen Hohemeisters, von 1511 bis 1525, da er den geistlichen Stand abgelegt, und ein weltlicher Herzog von Preußen geworden. In Preußen war damals alles voller Verwirrung. König Casimir von Pohlen, war zwar des Marggraf Albrechts Mutter Bruder: und diese nahe Verwandtschaft würde vieles möglich gemacht haben, wenn nicht beyde, als König und Hohemeister des Ordens, andere Pflichten auf sich gehabt hätten. Das deutsche Reich zwar gieng auf dem 1512 zu Eöln gehaltenen Reichstage damit um, daß Preußen ein neuer Kreis von Deutschland werden sollte. Allein das wollte nicht angehen, und Pohlen bestätigte die Wahl, Marggraf Albrechts; doch mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß er dem Könige huldigen sollte. Ja einige riethen dem Könige, dem neuen Hohemeister nicht eher den Durchzug nach Preußen zu verstaten, bis solches wirklich geschehen wäre. Allein sie fanden kein Gehör, und also fand sich Marggraf Albrecht 1512 den 22 Nov. mit 400 Pferden in Preußen ein.

Eine seiner ersten Verordnungen war die Verfügung, wegen der Einsammlung des Börnsteins, eines wahren Kleinodes von Preußen; darüber er gewisse Aufseher bestellte, um seiner Casse dadurch die Einkünfte zu vermehren. Er vertrieb auch bald einen Schwarm Nordbrenner, u. s. w. ward aber auch bald von seinem Oheim erinnert, die seit 1466 unterlassene Huldigung zu leisten. Die Aufmunterung dazu bestand darinn, daß der König ihm ein
Stück

Stück Land in Neußen und Podolien schenken wollte, um daraus die Heyden zu bekriegen; wozu er ihm und seinen Nachfolgern noch jährlich 200 Ducaten zahlen wollte.

Der Marggraf antwortete im Namen des Ordens, daß weder er, noch seine Ordensbrüder sich entschließen würden, jemals die Lehne von Pohlen zu nehmen. Viele deutsche Fürsten, Kaiser Maximilian, ja selbst der Pabst billigten diesen Entschluß damals: Pohlen aber hatte mit den Tartern so viel zu thun, daß der Marggraf sechs Jahre Zeit bekam, sich zu den folgenden Kriegen gefaßt zu machen. Indessen dachten viele auf eine Vereinigung beyder Parteyen. Im 1516 Jahre war zu Wien eine große Versammlung gekrönter Häupter, wo sich Albrecht durch Gesandte einfand, und durch den Kaiser bey dem Könige Sigismund, die Erlassung des Lehnsseides zu erhalten suchte. Der Kaiser aber setzte die Sache noch fünf Jahre aus, und starb darüber. Der Marggraf aber bezeigte seinen Ernst gegen Pohlen, als er 1519 die Ausfuhr der Waaren nach dem pohlischen Gebiethem hemmete. Die Pohlen thaten ein gleiches: doch ward bald beydes aufgehoben. Auf dem zwayten Beylager des Königs Sigismund, legte Marggraf Casimir, Albrechts älterer Bruder, die letzte Hand an einen Vergleich; aber vergeblich. Marggraf Albrecht ließ also 237 Stücke, und 50 Mörser gießen; schaffte 800 Last Pulver, 11000 Spathen und eben so viel Hacken an, und bewahrte diesen Vorrath in dem festen Schlosse Balga, wo er auch eine gute Anzahl Neu-

ter

ter in Bereitschaft hatte, die auch wieder seinen Willen schon Streifereyen ins Bischofthum Erm-land thaten.

Um diese Zeit verkaufte auch der Marggraf die Oberherrschaft über Liefland für eine Tonne Goldes, an den Landmeister der Schwert-Brüder daselbst, der bis dahin den preußischen Hohemeister für seinen Oberherrn hatte erkennen müssen. Ob dieses eine dem deutschen Orden vortheilhafte Sache gewesen, lassen wir dahin gestellet seyn, da ein so großes Land, als Liefland ist, die Macht des Preußischen Ordens viel ansehnlicher hätte machen können, wenn sie damit vereiniget geblieben wäre. Ingleichen trat der Hohemeister, an den Churfürsten Joachim, für eine andere Summe, die neue Mark Brandenburg ab: die seine Vorfahren für baares Geld erkaufet hatten. Auch dieses scheint nicht eben der beste Staatsstreich gewesen zu seyn; es wäre denn, daß er sich dadurch des Bestandes seines Betters wieder Pohlen destomehr versichern wollen.

Im 1518 Jahre gieng der Marggraf nach Deutschland, Bestand und Volk zu suchen, und diesem einen freyen Durchzug durch die Mark nach Preußen zu schaffen. Es wurden wirklich 12000 Mann darunter 2000 Reuter waren, für ihn angeworben, und er zog auch viele deutsche Kriegesbefehlshaber nach Preußen. Im 1519 Jahre schickte König Casimir den Erzbischof von Gnesen nach Königsberg; aber umsonst. Er setzte einen Reichstag in Thoren an, und wollte sich da mit dem Hohemeister vergleichen. Allein dieser traute dem Frieden nicht,
und

und blieb aus: weil der König 20000 M. bey sich hatte. Darauf ward den 28. Decemb. von pohlnischer Seite dem Marggrafen durch einen Herold der Krieg angekündigt. Den Tag darauf nahmen die Feindseligkeiten mit brennen und morden den Anfang. Marggraf Albrecht stellte sich an die Spitze eines kleinen Heeres, und zog den hell. Abend vor Neujahr aus Königsberg, marschirte die ganze Nacht acht starke Meilen, und kam am Neujahrstage in Braunsberg an, als die Leute eben in der Kirche waren. Nur ein Thorwärter büßte sein Leben ein, so war die Stadt in seiner Gewalt. Sobald der Gottesdienst aus war, ließ er sich die Bürger auf dem Marckte huldigen. Selbst das Schloß ergab sich ohne Widerstand. So gieng es auch mit andern Dertern des Bisthums Ermland. In folgendem Jahre ward der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Die Pohlen streiften, sengten und brenneten in des Marggrafen Gebiethen, er aber breitete seine Kriegesmacht in dem andern aus. Stargard und Dirschau, zwei Städte im pohlnischen Preußen nahm er ein; vor Elbing aber mußte er abziehen. Die pohlnischen Völcker waren aber endlich den Seinigen an Menge überlegen; und der Marggraf selbst empfing in einem Scharmüßel Wunden. In dem Schlosse zu Preusch-Holland, ließ er sich hüllen; und hier fielen die Pohlen ihn heftig an, wurden aber durch seine Besatzung und Geschütz zurück gewiesen. Zweytausend Preußen fielen aus, und zwangen die Pohlen 2000 Todte auf dem Plaze zu lassen und sich mit der Flucht

zu retten. - Wir übergehen viele andre Städte, die bald von dieser, bald von jener Partey eingenommen, geplündert und verbrannt worden. Und selbst die Danziger suchten dem Orden allen möglichen Schaden zu thun; den Pohlen aber mit ihren Canonen und Mörfern, soviel ihnen möglich, bezuspringen. Sie kamen auch mit einer kleinen Flotte in das Haf, und suchten die Einfahrt aus der See, die nach Königsberg führet, zu versenken.

Königsberg selbst ward endlich von 7000 Pohlen zu Pferde und 5000 zu Fuß, gleichsam belagert. Aber die Tapferkeit der Bürger, die Ergießung der Wasser, und der Mangel an Proviant, nöthigten die Pohlen bald abzuziehen. Indessen fanden sich die Abgesandten zweener Churfürsten, zweener Herzoge und ein Bischof in Warschau ein, den König Sigismund zum Vergleiche zu bewegen. Es ward auch von dem Marggrafen selbst mit den feindlichen Heerführern vor Königsberg unter einem Gezelte ein Waffenstillstand verabredet; ehe der Feind noch die Landung auf Samland unternehmen, und in das Herz von Preußen eindringen konnte. Der Friede selbst ward in Thoren geschlossen, wo sich der König selbst, und Marggraf Albrecht in Person einfanden. Aber in wählenden Handlungen brachen die Pohlen den Stillstand, und der Marggraf erhielt 2500 Mann Dänische Hülfsvölker, um Danzig einzuschließen, und es zu nöthigen, von der Gemeinschaft mit Schweden abzustehen. Die Pohlen belagerten Braunsberg umsonst; Albrecht aber eroberte Wormditt, eine andre Stadt im Erm-
ländischen,

ländischen, Heilsberg aber konnte er nicht gewinnen. Aus Deutschland kam ein Heer 15000 Mann stark, eroberte Meseritz in Pohlen, nahm Conitz, Star-gard und Dirschau ein, zerstörte Pawke, und lagerte sich auf dem Bischofsberge vor Danzig. Doch da es demselben an Lebensmitteln zu fehlen begann; Danzig aber zu fest war: so zog es durch Pome-rellen wieder ab, und verwüstete selbiges; worauf es von den Pohlen zerstreuet wurde: dagegen Marggraf Albrecht mit seinen Preußen weit glücklicher focht, und verschiedene Städte den Pohlen abnahm, auch viele Tartarn niedersäbelte.

Pabst Leo der X, Kaiser Carl der V, Ludwig König in Ungarn, und sonderlich Marggraf Georg von Anspach, legten sich endlich ins Spiel, und es ward 1521 auf Quasimodog. ein Stillstand der Waffen auf 4 Jahre geschlossen. Man hielt auch eine Tagefahrt zu Graudenz, darinn man unsern Hohemeister ersuchte, die den Pohlen abgenommenen Städte widerzugeben: doch blieb die Sache ausgestellt. Der Marggraf aber that abermal eine Reise nach Deutschland und bestellte in seiner Abwesenheit eine Regierung zuhause. Auf dieser Reise sprach er auch mit D. Luthern, u. bekam zu Nürnberg von dem berufenen Osiander den ersten Begriff von der Evangelischen Lehre, wie der Marggr. in der Unterweisung an seinen Sohn Albrecht Friedrich, selbst schreibt: „ durch welchen (Andr. Osi-
„ ander) mich der allmächtige Gott erstlich aus der
„ Finsterniß des Pabsthums gerissen, und zu seiner
„ Erkenntniß gebracht hat.

Indessen ward zu Nürnberg ein Reichstag ge-

halten, da unter andern auch von gänzlicher Beylegung des Krieges zwischen Pohlen und Preußen gehandelt wurde. Kaiser Carls Bruder, Ferdinand, und König Ludwig in Ungarn, suchten denselben zu vermitteln, woben die Erzbischöfe von Salzburg und Gran sich gebrauchen ließen. Man wollte abermal Preußen mit dem deutschen Reiche verbinden; allein es ward dieser Anschlag bald wieder verlassen. Der Marggraf suchte zwar Beystand, allein weil sich der Orden niemals zu Deutschland bekannt, so fand er kein Gehör; anderer Ursachen zu geschweigen. Pabst Leo der X. scheuete sich selbst an diesen Händeln Theil zu nehmen; endlich beschloß man, drey Monate vor Ablauf des Stillstands, am H. Drenkönigsage, zu Beylegung dieses Streits, eine Versammlung anzustellen.

Marggraf Albrecht berief indessen in Preußen die Stände auf einen Landtag, und schickte Abgeordnete nach Ungarn. Sie kamen acht Tage nach H. Drenkönige zu Olmütz an, erfuhren aber, daß ihre Reise vergeblich wäre, weil der König in Pohlen die ganze Versammlung nicht bewilliget. Dieser verließ sich auf seine überlegene Macht und wollte den Stillstand nicht verlängern. Marggraf Georg der Fromme von Anspach, und Herzog Friedrich zu Liegnitz reiseten in eigener Person nach Cracau. Der erste hatte schon vorhin dem Marggraf Albrecht gerathen, die Ordensregeln zu verlassen, und evangelisch zu werden, so wie er und sein Herr Bruder zu Anspach gethan hatten. Der König in Pohlen selbst war des Krieges müde, und that den Vorschlag, ob Albrecht das Land Preußen als ein weltlicher

licher Herr erblich besitzen, und alsdann von Pohlen zu Lehn nehmen wollte; da denn seine Herren Brüder und Nachkommen die Mitbelehnung bekommen könnten.

Diesen Antrag konnten die preussischen Abgeordneten nicht beantworten, weil man davon auf dem Landtage nicht gerathschlaget hatte. Weil indessen derselbe das einzige Mittel war, in Preußen den Frieden wieder herzustellen: so ließ sich Marggraf Albrecht denselben bald gefallen, und begab sich in eigener Person zum Könige in Pohlen. Den 9. April 1525 ward der völlige Friede zu Stande gebracht, und sowohl vom Könige, als den anwesenden Reichsräthen bestätigt.

D. Luther hatte schon zwey Jahre vorher dem Marggrafen diesen Weg zum Vergleiche angerathen, auch nachmals solches wiederholet, als derselbe ihm durch eine Gesandtschaft die Ordensregeln überschickte, und sein Bedenken darüber forderte. Melanchthon hatte eben das gerathen: wiewohl der Marggraf seine Gedanken mit einem flugen Stillschweigen verborgen hatte. Nunmehr aber kam dieser Rath zu völligem Stande, und zwar auf folgende Artikel:

1. Der Durchl. Fürst Albrecht, Marggraf zu Brandenburg, sollte das Land, so der Orden bis dahin gehabt, als ein Fürsten- und Herzogthum von dem Könige in Pohlen zu Lehne tragen; und nicht nur er und seine männlichen Erben, sondern auch seine drey Brüder, nebst ihren männlichen Abkömmlingen, damit belehnet werden.

2. Wenn die Nachkommenschaft dieser vier Häuser ausgestorben, so sollte dieses Lehn wieder an die Krone Pohlen fallen, (wiewohl Joachim der II. Churfürst zu Brandenburg solches Recht nachmals auch auf die Churlinie gebracht.)

3. Der neue Herzog sollte in Pohlen die nächste Stelle nach dem Könige einnehmen. Dagegen machte Herzog Albrecht sich anheischig.

1) Von seinen Ländern nichts zu verkaufen, er hätte es denn ein Jahr vorher der Krone Pohlen angetragen.

2) Im Kriege den Pohlen mit zweyhundert Pferden zu Hülfe zu ziehen.

3) Von beyden Theilen sollten keine neue Zölle, Niederlagen und Beschwerden eingeführet werden, es wäre denn mit beyder Bewilligung.

4) Der Herzog sollte sich aller Privilegien begeben, die ihm von Kaisern, Königen oder Päbsten gegeben worden. &c.

Dieser Friedensschluß nun ward durch die Abgeordneten des Landes, der Stände und des Ordens bewilliget, von den fürstlichen Mittelspersonen bestätigt, und von beyden Theilen unterzeichnet. Den 10 April folgte die Belehnung und Huldigung, auf dem cracauischen Markte, woselbst ein Thron aufgerichtet war. Der König erschien in vollem Schmucke, mit der Krone auf dem Haupte; und ward von dem Erzbischofe von Gnesen und cracauischen Bischöfe geführt, denen noch sechs andre, nebst dem Herzoge von Masuren, vielen Woywoden, Castellanen u. a. m. folgten. Der vornehmste von den sieben Gesandten unsers Herzogs Albrechts

brechts hielt eine Anrede; die sich anhub: Durchlauchtiger und Hochgebohrner König, allergnädigster Herr ꝛc. Nachdem sich der König durch seinen Kanzler darauf erklären lassen; kam der Herzog in seinem prächtigen Ordenskleide als Hohemeister, vom Marggrafen Georg, seinem Bruder, und Herzog Friedrichen zu Liegnitz begleitet, herbey geritten, stieg ab und knieete vor den Thron; ward aber vom Könige gleich aufgehoben. Der Kron Truchses Carlo hielt ihn die Fahne vor, der Herzog griff sie an, und schwur über dem Evangelien-Buche, das ihm der Erzbischoff zu Gnesen vorhielt, den Huldigungseid. Ich Albrecht, Fürst in Preußen, Marggraf in Brandenburg ꝛc. Er bückte sich zuletzt vor dem Könige, der ihn mit dem Schwerte berührte, und hierauf aus den Händen des Kronschatzmeisters eine goldene Kette nahm, und sie demselben umhieng.

Nach dieser Aenderung änderte Albrecht auch das Wapen des Ordens, und setzte dem schwarzen gekrönten Adler, den Kaiser Friedrich II. dem Orden verliehen, ein S. als den Anfangsbuchstaben des Königs Sigismund auf die Brust. Ueberhaupt bezeugen die Geschichtschreiber, es sey kein prächtigeres Fest in Pohlen gesehen worden, als diese preußische Belehnung, Herzog Albrechts. Der Herr Verfasser rechtfertiget hierauf das ganze Verfahren dieses Prinzen, durch viele Gründe, führt auch die eigenen Worte desselben an, die er in folgendem 1526sten Jahre drucken lassen: „Um

„nothdürftigen Friedens und begehrtter christlicher

„Regierung willen im göttlichen Wort, haben aus

„schuldiger, göttlicher, christlicher und brüderlicher
 „liebe, die uns zum voraus gegen unsere preussische
 „Untertanen verbindet, solcher geänderter Regie-
 „rung nicht übrig seyn können, oder die abschlagen
 „sollen, welche auch mit Zuthun und Bewilligung
 „der Zeit unsrer Ordenspersonen geschehen, und al-
 „so von uns aus dringender Noth angenommen ist.

Man darf auch nur erwegen, daß der ganze Or-
 den nach Preußen gesandt worden, die Henden zu
 bekehren, oder vielmehr auszurotten. Da nun sol-
 ches geschehen war, so hatte dieß Gelübde der Or-
 densbrüder keinen Nutzen und Zweck mehr, konnte
 also ohne großes Bedenken, abgeschaffet werden. Es
 hatte sich auch der Orden selbst gegen seinen Hohe-
 meister treulos erwiesen, das Land sehr gedrückt, und
 im letzten Kriege den Pohlen Vorschub gethan. In
 einer alten Chronik stehen die Worte: Die meisten
 Synde waren des Ordens Volgt von Freyen
 und Edelleuten, die sich willig von dem Or-
 den zu den Pohlen gaben.

Wollten gleich nachmals einige Ritter die Welt
 bereden, Preußen sey nicht nur dem Orden, sondern
 dem deutschen Reiche entzogen worden: so war die-
 ses doch offenbar ungegründet; indem der Orden
 niemals eine Verbindung mit dem deutschen Reiche
 glauben und einräumen wollten. Und hatte gleich
 Pomerellen, davon Danzig das Haupt war, vor-
 mals der römischen Kaiser Gewalt erkennen müssen:
 so waren doch die Waffen der Kaiser niemals bis
 über die Weichsel gedrungen, die eigentlich Preußens
 alte Grenze auf der Abendseite war. Die Hülfe,
 die

die dem Orden anfänglich aus Deutschland geleistet worden, konnte dem Reiche auch kein Recht auf Preußen geben: weil, sonst auch König Ottocar aus Böhmen, einen Anspruch darauf hätte machen können, welcher dem Orden die Hauptprovinz von Preußen, Samland, worinn Königsberg liegt, erobern helfen.

Hiermit schließen wir diesen Auszug, und überlassen den dritten Abschnitt von Herzog Albrechts fürstlicher Regierung, dem eigenen Nachlesen der Liebhaber historischer Sachen. Wir haben uns nämlich bey dem merkwürdigsten Stücke dieser Geschichte, mit Fleiß etwas ausführlicher aufgehalten; weil dieses der älteste und folglich unbekannteste Theil derselben war, und die Rechte des Hauses Brandenburg auf Preußen ins Licht setzte. Wir hoffen damit den Dank der Leser um so viel mehr verdienet zu haben; da es bekannt ist, daß dieses so alte und ansehnliche Haus in Deutschland, durch die wichtige Erbschaft der in Preußen erloschenen fränkischen Linie, dadurch Preußen mit Brandenburg vereiniget worden, allererst zu derjenigen Größe und Hoheit gelanget ist, die es hernach in den Stand gesetzt, in Friederich Wilhelm dem Großen dem römischen Reiche solche wichtige Dienste zu thun, und sich dadurch noch mehr zu vergrößern.

Schließlich von der Schreibart unsers Hrn. Verfassers unsere Meynung zu eröffnen, so ist zwar das meiste darinnen zu loben; und sonderlich, daß er die Urkunden oder Quellen fleißig angezeigt, woher er seine Sachen genommen. Allein an vielen Stellen scheint

scheint er auch von der so belobten Einfachheit der historischen Schreibart abgewichen, und in den stolzen Ausdruck der Lobredner verfallen zu seyn, die ihre Helden durchgehends bewundern und vergöttern. Hierzu kommen noch verschiedene gar zu gekünstelte beblühte Redensarten, die nicht einmal in einer gesunden Lobschrift statt haben würden. Dahin rechnen wir, die Ausflüsse der ehemaligen finstern Einfachheit, das Entschatten veralteter Risse; von unserm Lebensalter entfernt, (d. i. von unsern Zeiten) u. d. gl. m. Dahin zählen wir auch die vielen verklärten, glänzenden, verehrenswürdigen, vermoderten, erhöhten, stürmischen, verherrlichten, unerschütterten, unerbebtten, unvergleichlichen, glorreichen, dankvollen und verewigten Beywörter, die derselbe überall reichlich verschwendet hat. Wenn dergleichen Ausdrückungen der unparteyischen Feder eines Geschichtschreibers anstehen, so weis man fast nicht mehr, wo die Grenzen eines Lobredners, ja gar eines unbändigen Schmäuchlers angehen sollen. Die Thaten Albrechts schienen uns auch an sich schon so groß zu seyn, daß sie keines solchen Puges nöthig gehabt hätten. Nichts wird von den Kennern mehr bewundert, als die edle Einfachheit, womit ein Thucydides, Xenophon, Cäsar, Livius und Plutarch ihre Geschichtsbücher abgefaßt. Und diese haben sich auch unsre neuern Geschichtschreiber zu Mustern genommen. Der Herr Magister würde auch den Werth seines an sich guten Werkes gar nicht vermindern, wenn er bey irgend einer neuen Auflage seines Buches

ches diese beblünte Schreibart ein wenig mäßigte, und der nackten Wahrheit mehr Reizungen zutraute, als der gefirnisten; die sich durch ihre Schminke selbst verdächtig macht.

VII.

Bitichab und Dankwart, die allemannischen Brüder. Ein Trauerspiel von Benj. Ephr. Krügern. Leipzig bey Joh. Gottfr. Dyken 1746 in 8.

Dasjenige Trauerspiel, dessen wir neulich, ohne es zu nennen, gedacht haben, ist nunmehr wirklich ans Licht getreten. Der Herr Verfasser hat sich schon in der deutschen Schaubühne vor etlichen Jahren durch Mahomet den IV. als einen geschickten Dichter bekannt gemacht; wird aber den Ruhm, den er sich dadurch erworben, durch dieses noch vollkommeneres Stück um ein vieles vermehren. Er hat dasselbe der hiesigen berühmten Frau Prof. Gottschedinn zugeeignet; theils weil sie sich in der theatralischen Dichtkunst besonders hervorgethan, theils weil er, der Herr Verfasser, der ihm seinen Studien in Wittenberg obliegt, die Ehre hat, ihr Landsmann zu seyn. Die Zuschrift ist in Versen aufgesetzt, die sich sehr wohl lesen lassen. Wir wollen doch etliche Zeilen davon zur Probe hersehen. Nach dem Eingange heißt es so.

Ich will, o Dichterin, von deinem Lobe schweigen,
 Den Popens Lockenraub, und den dein Cato zeigen;
 Durch den Alzire rührt, und in Erstaunen setzt;
 Durch den Cornelia uns Deutsche deutsch ergetzt.
 Ich schweige von dem Ruhm, den dir Destouches
 bringet,

Der in dem Lustspiel sich bis zum Erhabnen schwinget.
 Der, da ihn dein Bemühen zum Theil uns deutsch ge-
 schenkt;

So edel er gleich denkt, durch dich noch edler denkt.
 Auch dieß berührt ich nicht, wie hoch dein Lob gestiegen,
 Da du durch so viel Kunst in lebhaft schönen Zügen,
 Durch manches Lustspiel selbst der Laster Schand entdeckt,
 Und uns durch deinen Scherz zur Scham u. Reu erweckt;
 Auch nicht wie oft dein Kiel durch andre Schriften nützet,
 Nur Panthea allein hat meine Brust erhitzet.

Hier hebt nun der Herr Verfasser an, dieses Trauerspiel durchzugehen, und zeigt, daß er selbiges in allen seinen Schönheiten, als ein Kenner eingesehen. Wir können uns aber dabey nicht länger aufhalten, und eilen zur Vorrede.

Diese ist eigentlich nur ein Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Verfassers an einen gewissen Gelehrten in Leipzig, der aber nicht genennet wird. Er ersucht denselben um sein Urtheil über dieses Trauerspiel, welches er ihm geschrieben zugeschickt: weil er ihn für seinen Lehrer in der Dichtkunst erkennt. Er erklärt sodann kurz den Inhalt und die Absicht seines Trauerspiels. „Der Hauptinhalt meines Gedichtes, heißt es, soll lehren, daß übereilte Handlungen das größte Unglück nach sich ziehen, und lauter Verwirrungen anrichten. Durch diesen Fehler fallen Bitichab und Radogast: jener, da er zu sehr auf sein Ansehen trost, sich durch seinen Stolz übereilen läßt, und den Siegmar, ohne das
 „Heer

„Heer darum zu befragen, zum Tode verdammet,
 „da er ihn doch nicht für sich selbst tödten konnte;
 „dieser, da er dem Tiber zu leicht glaubet, und den
 „Herzog umbringt.

Er rechtfertiget sich sodann wegen des Characters der Personen, die er aufgeföhret, welche Untersuchung wir aber Lesern überlassen, die das Trauerspiel mehr als einmal ganz durchgegangen, und nach der Billigkeit prüfen wollen. Er entschuldigt auch noch einen vermeynten Fehler, da nämlich Fredegund, drey Aufzüge beschließt und drey anfängt. Allein wir sehen nicht, daß dieses ein Fehler seyn sollte. Im Lesen des Trauerspieles wird man solches nicht gewahr, und wenn man es in der Vorstellung ja gewahr würde: so bringen es doch die Umstände der Fabel so mit sich. Es hätte also unsers Erachtens keiner so weitläufigen Bertheidigung gebraucht. Vielmehr hätten wir gewünscht, daß uns der Dichter einige historische Nachrichten von seinem Helden aus dem Geschichten gegeben hätte. Denn wie es die Regeln des Trauerspiels und die Exempel der Alten erfordern, so sollen die Helden desselben und die Hauptbegebenheiten der Fabel, aus den wahren Vorfällen alter oder neuer Zeiten entlehnet seyn. Wir zweifeln auch nicht, daß der Herr Verfasser sich hierinn werde zu rechtfertigen wissen: wie solches Corneille und Racine in den Vorreden zu ihren tragischen Stücken gethan haben. Nur ist hier dem billigen Verlangen der Leser kein Gnügen geschehen, die doch gern wissen wollten, wenn und wo die Personen des Trauerspiels irgend gelebet haben.

Wie

Wir wollen indessen dem ungeachtet, den kurzen Inhalt dieses Stückes erzählen. Vitichab ein allemannischer Herzog, um Kaiser Valentinians Zeiten, und Liber, ein römischer Gesandter, eröffnen den Schauplatz. Dieser kündigt dem erstern an, daß ihn der Kaiser zum Haupte deutscher Fürsten, und für seinen Freund erkläret habe. Dieser verwirft solche Freundschaft, und will, Liber solle das römische Heer vom deutschen Boden zurück ziehen. Ihn könne, so wie seinen Vater Badomir, nichts als der Deutschen Freyheit rühren. Mit diesen Worten geht er ab:

Schweig! nimmer wird der Eigennuß mich blenden,
Den Vater, mich, das Recht, das Vaterland zu schänden:
Ein edles Herz verflucht verräthrischen Betrug,
Bereitet euch zur Schlacht! ich bin ein Deutscher! gnug!

Liber wundert sich; aber Fürst Siegmar kömmt, und meldet ihm Herzog Vitichabs Befehl, sich aus dem Lager zu machen. Dieses bringt ihn auf, ja er droht allen Deutschen die Knechtschaft; und meynt, es würden sich schon Verräther in Deutschland finden, denen mit der Herrschaft gedienet wäre; wie denn auch Herrmann darnach getrachtet hätte. Siegmar antwortet:

Was dem August geglückt, das soll euch nimmer glücken.
Er fürchte Herrmanns Schwert, drum macht er ihn verhaßt.
Und so ist dieser Held bloß aus Verdacht erbلاßt.
Der Undank reut uns noch, wenn wir daran gedenken,
Die spätssten Enkel wird der Väter Thorheit kränken.
Roms Herrschucht, welche stets nach neuen Ländern geizt,
Hat unsre Helden nie, wie eure Herrn gereizt.
Ist Deutschland unserm Ruhm, uns aber nicht zu enge;
Warum vergnügt denn euch nicht euret Länder Menge?

Wenn

Wenn zückten wir das Schwert aus Herrschbegier auf euch?
 Die Freyheit rührt uns nur, und kein bezwungnes Reich:
 Ihr aber sucht das Joch auf unsern Hals zu dringen,
 Und was die Macht nicht kann, das soll durch List gelingen.
 Den Göttern sey gedankt, die eurer Wuth gewehrt,
 Und unsern Waffen Glück, uns aber Ruh beschert.

Ziber sucht darauf dem Siegmar den Argwohn be-
 zubringen, daß Witichab ihm nach dem Leben stehe;
 dem er doch seine Tochter Fredegunde verlobet hatte.
 Dieser wird also zweifelhaft, will sich aber noch
 nichts merken lassen, als Witichabs Mutter, die
 Fürstinn Adelheid, erscheint. Diese fragt den Sieg-
 mar, was ihr Sohn beschlossen habe, Frieden oder
 Krieg? Als sie das letzte hört, erfreut sie sich, und
 ruft die Götter an, ihm beizustehen:

Beglückt sein muthig Schwert, das er auf Rom gewetzt,
 Das euren Ruhm erhebt, wenn Römerblut es nezt.
 Und will des Schicksals Schluß, er soll im Treffen sterben,
 So laßt nur seinen Arm die Freyheit erst erwerben.

Siegmar dringt auf die Verbindung seiner Tochter
 mit dem Helden: Adelheid aber sagt, sie müsse bis
 nach der Schlacht bleiben, welches ihn in seinem
 Argwohne bestärket.

Vergiß die Hochzeitlust!
 Die Rache wieder Rom entzünde deine Brust.

Siegmar.

Gut: ich verstehe dich.

Indem erscheint Radogast, und meldet, ihr Sohn
 sey erhißt zur Schlacht; sie aber solle durch ihr Wort
 ihn zurücke halten. Die Römer wären listige ver-
 schlagene Leute, die oft auch durchs Weichen den
 Sieg erhielten. Man sollte wenigstens warten, bis
 Gun-

Gundomad von der Stärke des Feindes Nachricht brachte: dann könnte man Mainz bestürmen u. Es müßte doch ihrer aller Glück nicht allein in des Fürsten Willen stehen. Hierauf verspricht Adelheid ihm etwas Einhalt zu thun.

Als sie abgeht, kömmt Siegmar, und redet mit seinem Sohne Kadogast: den er zu Rächung seiner Schmach aufmuntert, und zwar gegen den Vitichab, der ihr ganzes Haus beschimpfet hätte. Kadogast kann solches nicht glauben. Siegmar aber beruft sich auf die Adelheid, seine Mutter, die sich verrathen hätte. Hier kömmt Fredegunde, die Braut selbst, und erzählt ihrem Vater einen Götterspruch, den sie im nächsten Hayne bekommen: daß nämlich Vitichab durch seinen Bruder sterben solle. Dieses setzt sie in die größte Bestürzung. Der Vater sucht ihr aber diesen Gram und die ganze Liebe gegen den Vitichab aus dem Sinne zu reden; ja ermahnt den Kadogast, den Mord an ihm zu vollziehen. Dieser aber nimmt die Vertheidigung der Schwester über sich; entschuldigt auch den Vitichab, u. spricht:

Gilt denn dein Haß bey dir, mehr als das Vaterland,
Beglücktes Rom, du siegst! da untrer Eintracht Band
Des blinden Argwohns Macht zu deinem Nutz zerissen,
Da deutsche Schwerter selbst der Deutschen Blut vergießen.

Siegmar zürnt auf beyde Kinder, und droht selbst, erst seine Kinder, hernach den Vitichab, hernach sich selbst zu ermorden. Fredegunde bittet ihn, von ihr zuerst anzuhängen, weil sie an allem Schuld hätte, ihren Bruder aber nebst dem Vitichab zu schonen.

Kade.

Kadogast will beyden zuvor kommen und sich selbst ermorden.

Kann ich nicht unbefleckt in deinen Augen leben:
Hier, Vater, ist mein Blut, du hast es mir gegeben.

Siegmar wird fast erweicht: geht aber doch drohend ab. Fredegunde bittet den Bruder ihr zu folgen, und den Vater zu bewegen. Und hier endet sich der erste Aufzug.

Mit den folgenden wollen wir etwas kürzer verfahren. Fredegunde warnet ihren Geliebten vor den Nachstellungen, die man ihm in der Schlacht zubereitet hätte. Die Römer hätten ein paar Leute, den Sido und Lothar, bestellt, ihm das Leben zu nehmen. Witichab sagt, sie solle alle Furcht verbannen, die Unschuld werde schon siegen. Als sie ihn verläßt, kömmt Kadogast. Er hört den zärtlichen Abschied an, und entdeckt ihm den Argwohn seines Vaters, gesteht auch und bereut zugleich seinen Entschluß, ihn selber zu ermorden; bittet aber um die verdiente Strafe. Witichab hergegen lobt ihn, wegen der edlen Quelle seines Vorsazes, und umarmet ihn aufs neue als seinen Freund; wodurch Kadogast so gerührt wird, daß er, dem hinkommenden Kando, den einige Heerführer begleiten, durch die er sich des Witichabs bemächtigen will, allein widersezt, um den Feldherrn zu schützen. Witichab selbst redet die deutschen Gebiethiger an, und nachdem er sie beschämt, befiehlt er den Sido und Lothar zum Gerichtsplaze zu führen; und legt sein Amt als Herzog, mit den Worten nieder:

Ein freyer Deutscher muß der Römer Slaven scheun:
Ist wählst ein ander Haupt, ich mag nicht Herzog seyn.

Sogleich erscheint Gundomad, der ausgesandte Rundschafter, und ermuntert den Vitichab, aufs eiligste Mähnz und den Feind anzugreifen; warnet ihn auch wegen derer zu seinem Tode erkauften Deutschen. Allein Vitichab will nicht mehr Heerführer seyn; doch will er mit ihnen als ein gemeiner Soldat fechten, und ruft sie, ihm zu folgen. Rando erstaunt über dieses patriotische Bezeugen, und bereut sein voriges Unternehmen. Sie gehen ab, den Feind anzugreifen, wie Vitichab befiehlt; dem Radogast aber vertrauet er das Lager an. Dieser hält sich dadurch beschimpft, weil er lieber mit fechten will, wird aber zufrieden gesprochen. Darauf erscheint Vitichabs Mutter Adelheid, und seine Braut Fredegunde. Die erste fragt, ob die Berrätheren ganz erstickt sey, und diese entdeckt ihren Götterspruch. Beydes aber hält ihn nicht ab, in den Streit zu eilen, und bittet, auch wenn er sterben sollte, ihn nicht zu vergessen. Adelheid muntert ihn in einer lebhaften Rede zur Tapferkeit auf. Vitichab befiehlt seiner Mutter den Radogast an, diesen aber soll Adelheid zum Sohne annehmen; dem sie, im Fall er stürbe, die Fredegunde zur Gemahlinn geben sollte: worüber Rando erscheint, um den Aufbruch des Vitichabs zu beschleunigen.

Im dritten Aufzuge sind Adelheid und Fredegunde besorgt, wie der Streit ablaufen werde. Die letzte sagt, es stünde ein Zweykampf bevor, und ihren Vitichab davon zu retten, wollte sie sich gern
der

der Göttinn Hertha zu einer Priesterinn weihen. Indem erscheinet Willibald, und meldet, ihr Vater Siegmar habe befohlen, sie nach Herthens Wäldern zu führen: weil er den Witichab zum Zweykampfe ausgefordert. Er setzt hinzu, daß er ihm zuschweren müssen, mit ihr zu fliehen, und sie dem Herzoge ewig zu entziehen. Fredegunde ist willig dazu, und nimmt von der Adelsheid zärtlich Abschied. Diese will es nicht zulassen, sie aber will sich ihr mit Gewalt entreißen: als Radogast ihr Bruder kömmt, der diese Flucht hindert; weil er seinem Vater den Argwohn schon mehrentheils benommen habe. Aber Fredegunde widersezt sich seinem Willen, weil sie ihrem Vater gehorchen müsse. Darauf erscheint Siegmar selbst, der mit Reue gesteht, er habe aus Verrätheren selbst den Römern den Sieg in die Hände gespielt, und die Deutschen in die Flucht gebracht. Adelsheid verweist es ihm sehr bitter; und dem ankommenden Gundomad gleichfalls, der aber eine bessere Nachricht von dem Siege der Deutschen bringt, die sich als wieder erholet, und die Römer geschlagen hätten. Darüber ändern sich alle Leidenschaften: doch der Verfolg seiner Erzählung lehrt sie, Witichab sey vom Liber verrätherisch ermordet worden, den man aber gefangen habe; welches neue Bestürzung erweckt.

Im IV. Aufzuge kömmt Witichab und Rando (denn Radogast ist ein Druckfehler.) aus der Schlacht zurück: und der erstre dankt dem lezttern, daß er ihn noch dem Tode entrissen; weswegen er denn die Fürstliche Würde ihm, als dem würdigsten

überlassen wolle. Dieser entschuldigt sich mit seiner Unwürdigkeit, und erzählt die Umstände, wie dem Lifer sein Mord mißlungen. Darauf kömmt Siegmars und liefert sich der verdienten Strafe; weil er in der Schlacht geflohen wäre. Witichab zweifelt was er thun soll; da er ihn theils als den Vater seiner Braut, theils als einen Verbrecher ansehen soll. Siegmars redet ihm solchen Zweifel aus dem Sinne:

Verbanne deine Huld von einem Uebelthäter:

Du bist der Deutschen Schutz, und ich bin ihr Verräther.

Kando will ihn entschuldigen; allein umsonst; da er sich selbst für strafbar erklärt. Witichab geht ungern an das Urtheil, verspricht ihm auch noch seine Tochter zu heirathen; als Fredegunde erscheint. Diese bittet für ihren Vater: Siegmars widerspricht ihr zwar; aber sie beut ihr eigen Blut für das seine an.

Sieh dein verlaßnes Kind, o Vater, dir zu Füßen,
Und hast du was verfeh'n, so laß mein Blut es büßen.
Sieh meinen Thränen nach! du schweigst = ? du zürnst
auf mich?

Ihr Götter! Vater! ach! ach ich beschwere dich,
Bey deiner Zärtlichkeit, die ich bisher genossen,
Die du als Vater fühlst; erhalt = =

Siegmars.

Es ist beschlossen

Ich sterbe!

Kurz, es bleibt dabei, und Fredegunde muß den Witichab, dieses harten Spruches ungeachtet, für ihren Gemahl erklären: sie thut aber nochmals eine Fürbitte für ihren Vater, die ihr aber, der Geseze wegen, abgeschlagen wird. Doch wird ihm ein Zweykampf erlaubt: und Siegmars wählt sich den Lifer

Liber zum Gegner. Rando macht dem Witichab den Einwurf, ob er nicht erst einen Kriegesrath halten wolle; weil doch nur das ganze Volk einen Feldherrn verdammen könnte. Witichab aber versetzt, durch die Wahl des Volks sey ihm auch volle Herrschaft und Gewalt gegeben, Verbrecher zu bestrafen:

Ihr aber müßt erfüllen:
 Was ich als Herzog, will. Drum bleibt mein Urtheil fest,
 Ich wills! Gehorch!

Gleich darauf bedauert er den harten Spruch zwar, ermahnet aber den Siegmar, das Siegesfest, das er anstellen wolle, mit Livers, als ihres Feindes Haupte zu schmücken. Indem er abgeht, ist Fredegunde vor Schmerzen über die Gefahr ihres Vaters ganz außer sich, und bittet ihn um Erlaubniß, dem Zweykampfe zuzusehen; welches ihr aber der Vater abschlägt. Er vertheidigt auch die Fügung der Götter gegen sie, und legt sich selbst alle Schuld bey; ermahnet sie auch, ihrem Bruder gute Lehren zu geben, umarmt sie, und nimmt Abschied.

Im fünften Aufzuge kömmt Adelheid und Fredegunde; indem diese der ersten meldet, ihr Sohn wäre in Gefahr: denn sein Freund, ihr Bruder, drohe den Herzog zu ermorden. Hier folgt der ganze Verlauf des Kampfes, worinn ihr Vater von dem Liber erschlagen worden. Adelheid will sie aufrichten; indem sie ihr die Gerechtigkeit des Schicksals vorhält, die einen jeden nach Verdiensten lohnet. Fredegunde fährt fort, die Gefahr Witichabs zu erzählen: Radogast sey ergrimmt auf den Mörder

seines Vaters zugelaufen, um denselben zu erlegen: aber Vitichabs Befehl habe ihn zurück gehalten. Liber habe sich darauf zum Scheine, um den erlegten Siegmars, selbst betrübt gestellt, und den Radogast theils um Vergebung gebethen; theils ihm gesagt, Vitichab hätte ihn nur für seinen Kopf, und ohne Vorwissen des Heers dazu verdammet. Darauf sey er ergrimmet, und habe des Herzogs Tod geschworen. Indem kommt Gundomad, der Vitichabs Fall beklagt.

In ihm, o Vaterland! sahst du den Herrmann wieder,
Die List, die den gestürzt, stürzt diesen Retter auch.
Verrätherisches Rom! du hast es im Gebrauch
Den Weg zu unserm Fall durch Hinterlist zu finden,
Kannst du durch Waffen nicht die Deutschen überwinden.

Radogast nämlich habe ihm von hinten zu den Stahl ins Herz gedrückt, und den Liber als Anstifter seiner That genennet, welcher auch gleich erwürgt worden. Die Adelheid klaget über ihren Sohn bitterlich, als man ihn sterbend getragen bringt. Er gesteht sein Versehen selbst, und sagt verschiedne schöne Betrachtungen, gegen seine Mutter. Er bittet sie, dem Radogast zu vergeben; weil er aus Großmuth gefehlet. Diesem ist seine That selber leid, und er unterwirft sich der Strafe. Vitichab aber spricht ihn los, und übergiebt ihm die Mutter, bey welcher er Sohns Stelle vertreten soll. Seiner Geliebten Fredegunde entschuldigt er den Tod ihres Vaters; die Deutschen aber redt er an, muthig die Freyheit zu schützen. Darauf wird er matt und läßt sich wegtragen.

Indem

Indem kommt Willibald, und fällt der Adelsheid zu Fuße, mit Bitte, des Radogasts zu schonen, weil er ihr Sohn, und der letzte Zweig Badomirs, ihres Gemahls wäre. Er hieße eigentlich Dankwart, und wäre der kleine Sohn, den sein Vater vormals aus Furcht, einem jungen Römer gegeben, ihn zu ermorden. Denselben hätte er erhalten, als er den Römer erwürget. Weil ihm aber Siegmar auch seinen Sohn aufzuheben gegeben, der ihm auf einer Flucht gestorben: so hätte er diesen Dankwart dafür ausgegeben. Zum Beweise bringt er ein Armband hervor, welches Adelsheid erkennt. Hier hebt sie nun eine bittere Klage über ihr Unglück an, da ihre Kinder einander ermordeten. Radogast aber, oder nummehr Dankwart, redet theils seine Mutter, theils seinen Bruder sehr beweglich an, verdammt sich selbst zum Tode, und geht eilends ab. Fredegunde bricht in Klagen aus; Gundomad aber kommt und berichtet Witichabs Tod, mit einigen rühmlichen Umständen. Als er noch redet, kommt auch Willibald, und berichtet, daß Dankwart sich selbst entleibt, und in seiner Mutter Armen gestorben. Hier sagt Kando:

Ach Adelsheid, dein Muth,
 Der Männer übertraf, muß bey dem Fall erliegen,
 Das Unglück, das dich beugt, ist gar zu hoch gestiegen.

Und den Schluß macht. Fredegunde:

Ach Götter! haltet ein! es folget Schlag auf Schlag.
 Den Bruder, Bräutigam und Vater raubt ein Tag.
 Auch dich, o Mutter, muß des Unglücks Last erdrücken,
 Kein Trost ist stark genug, uns beyde zu erquicken.

Der Schmerz, den du erregst, hermt meiner Thränen Lauf,
Ach! kommt, und richtet sie bey ihrem Jammer auf.

Aus diesem flüchtigen Auszuge nun, werden unsre Leser, auch ohne unser Erinnern schon sehen, wie stark der Herr Verfasser in der tragischen Dichtkunst sey. Er versteht die Kunst seinen Personen erst die Hochachtung der Zuschauer zu erwerben; indem er ihnen edle Triebe ins Herz, und edle Gedanken in den Mund legt. Er weis aber auch die rechten Quellen der Leidenschaften zu finden, und sie mit den lebhaftesten Worten auszudrücken. Seine Verse sind dabey nicht schwülstig, aber feurig, und nicht niederträchtig. Seine Helden reden wie tapfere Leute, die zwar alle Deutsche sind, doch auch in gewissen Stücken von verschiedenem Charactere sind. Die Liebe des Frauenzimmers selbst ist edel und tugendhaft: und ob sie gleich unglücklich ist, so hält sie doch ein jeder für lobenswürdig, und eines bessern Glückes werth. Kurz, wer dieß Trauerspiel entweder mit Bedacht lesen, oder gar aufführen sieht, der wird mit uns gestehen, daß wir nur noch ein Duzend solche original-deutsche Stücke brauchen, um unsern Nachbarn vollends die Spitze zu biethen.

* * * * *

Neue hieher gehörige Sachen.

I.

Sedächtnisrede von der Würdigkeit D. Martin Luthers, unter die Heiligen aufgenommen zu werden, am 18. Febr. 1746 als an dem Todestage dieses

dieses vor zweyen Jahrhunderten zur Ruhe eingegangenen Mannes Gottes, bey volkreicher Versammlung in dem obern Hörsaale der Schule zu Torgau gehalten, von M. Johann Heinrich Leidenfrost. Torgau, druckts und verlegt Joh. Georg Petersell. Dieses ist eine von denen neulich zum Andenken des lutherischen Todestages öffentlich gehaltenen Gedächtnisreden. Der gelehrte Herr Verfasser, verdient nicht nur seines evangelischen Eifers, sondern auch wegen seiner deutschen Beredsamkeit wegen, viel Lob. Er zeigt, daß er den Cicero auch in seiner Muttersprache nachahmen könne; und beschämt also sehr viele andre, die diesem großen Römer, nur in lateinischen Worten und Redensarten nachlallen können. Wir hoffen also, daß er auch die ihm anvertraute Jugend zu einer Liebe ihrer Muttersprache anführen werde.

II. Das Andenken des nunmehr vor 200 Jahren selig verstorbenen D. Martin Luthers, wollte durch eine Gedächtnisrede in der, unter Sr. M. dem Herrn Professor Gottsched, in der Beredsamkeit vormittags sich übenden Gesellschaft, und in Gegenwart einiger außerordentlichen Zuhörer erneuern, M. Johann David Heermann, der Gottesgelahrtheit Befliff. Leipzig bey Zacharias Heinrich Eisfeld. Diese Rede hätte verdienet öffentlich gehalten zu werden. Sie ist in einer guten Absicht mit vieler Belesenheit, und guter Art von Gedanken und Ausdrücken abgefasst, und macht ihrem Verfasser Ehre. Ihre Schreibart ist indessen viel

kürzer und gefaßter als die obige, die ein wenig in die weitläuftige fällt, doch so, daß beyde Arten Lob und Beyfall verdienen.

III. Serenissimo ac Potentissimo Principi ac Domino, Domino Friderico, Regi Porussiae S. R. I. Archicamerario et Electori, Supremo Silesiae Duci, cetera, magno, felici, inuicto, hostibus pulsis, prouinciis pace firmatis, Die 15. Ian. 1746. publice gratulata est numini maiestatique eius aeternum deuota Academia Fridericiana, interprete Friderico Wideburgio, Academiae Oratore. Nicht Straßburg allein hat an dem berühmten Herrn Schöpflin einen vortrefflichen lateinischen Redner, der die Siege und Thaten seines Königes durch eine erhabene Wohlredenheit verewigen kann: auch Halle hat einen würdigen Nachfolger des berühmten Gundlings aufzuweisen; der die Siege seines Monarchen, auf eine ihnen anständige Art zu loben weis. Herr D. Wideburg hat sich zwar vorhin schon durch allerley öffentliche Proben hervorgethan; allein durch die gegenwärtige hat er sich ohne Zweifel selbst übertroffen. Darinn aber scheint er dem Lobredner Ludewigs des XV. überlegen zu seyn, daß er mehrern Stoff zu seiner Rede gehabt, als jener zu vielen, die er jährlich halten müssen, gehabt hat. Hat dort also die Kunst darinn bestanden, daß er von wenigem viel sagen können: so ist sie hier darinn zu suchen, daß von vielem was auserlesenes u. kurzgefaßtes gesagt worden.

IV. Versuch in scherzhaften Liedern. Nos haec nouimus esse nihil. *Martial.* Erster Theil. Berlin.

lin. Dieß ist die zweite Auflage der so beliebten anakreontischen Lieder, die der gemeine Ruf, dem geschickten Herrn Secr. Gleim beylegt. Wer die pythagorische Seelenwandrung glaubte, der könnte und müßte denken, Anakreons Seele wäre in dem Herrn Verfasser dieser Lieder, wieder in die Welt gekommen. In der vorigen Ausgabe sind ihm einige schlüpfrige Ausdrückungen entwischet, die er in der igiten verbessert hat. Die Natur und Artigkeit selbst scheint ihm alle diese Stücke eingegeben zu haben, so ungezwungen und lebhaft sind sie. Wie sehr ist doch eine so fließende ungezwungene Ader, den rauschenden Bächen vieler andern Dichter vorzuziehen!

V. Freundschaftliche Briefe. Berlin, bey J. J. Schüzen 1746. in 8. Diese Briefe sind ganz artig und angenehm zu lesen. Man hat nicht Ursache den Franzosen einen Boiture und Pais zu beneiden, nachdem wir solche deutsche Originalbriefe erhalten haben. Die Verse, die darinn vorkommen, sind auch voller Geist, und doch schön und ungezwungen. Nur ein wenig gar zu kurz scheint uns die ungebundene Schreibart zu seyn. Sie hat den Fehler an sich, den man den Seneca vormals vorge- rückt hat. Schade, daß die Rechtschreibung nicht auf einen bessern und gewöhnlichern Schlag eingerichtet ist: denn die doppelten Kk, die ganz verbannten z und y, auch wenn dieß letzte aus dem Griechischen kömmt, als Phisit, &c. sehen gar zu ekel aus. Wie sehr ist es zu bedauern, daß sein Wunsch in dem ersten Schreiben, wohl allem Ansehen nach niemals erfüllet werden wird!

VII. Neue Comödien und Tragödien. Wir haben in dem IV. Stücke des I. Bandes dieses Büchers. von einer ziemlichen Anzahl neuer theatralischer Gedichte Nachricht gegeben. Nun sind nach der Zeit wieder verschiedene ans Licht getreten, die wir hier anmelden wollen. Zwoer Trauerspiele, als des

Dedipus vom Hrn. Contr. Steffens zu Zelle, und des Bitichabs und Dankwarts, der allemannischen Brüder von Herrn Krügern,

Haben wir schon ausführlicher gedacht. Wir wolten nur von allen die Titel melden, denn sie sind fast lauter Uebersetzungen aus dem Französischen, und können also nicht mehr werth seyn, als ihre Originale. Sie heißen

Justina, oder der Unterschied der Klugheit und List, in einem Schauspiele von 5 Aufzügen, aus dem Französischen übersezt, 1746. in 8.

Der traurige Ritter in schwarzer Gestalt in den Gebirgen Schottlandes, oder die Historie des unglücklichen Prinzens Carl Stuards, englischen Prätend. in einer Comödie vorgestellt. Aus dem Franz. überf. von K.P.L. Cöln bey Pierre Marteau 1746. in 4.

Das Grab des traurigen Ritters, oder das Ende der Unternehmungen des Engl. Prätend. in einer Comödie vorgestellt und zum Gebrauch der prätend. Hofacteurs aus dem Franz. überf. von N.O.P.Q. Erf. u. B. 1746. 8.

Der Musterplatz der Schauspiele in einem angenehmen Schauspiele vorgestellt, und aus dem Französischen übersezt. Erf. und Leipz. 1746. in 8.

Die Poeten in einem Lustspiele vorgestellt von H*** 1646. 2 B. in 8.



* * * * *

Verzeichniß

Der im andern Bande dieses Bücherfaals
beurtheilten Bücher.

I Stück.

- | | | |
|---|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------|
| 1 | Leonidas, a Poem. The second Edition. | Pag. 1 |
| 2 | M. Angelii Io. Dan. <i>Aepini</i> de vulgarij opinionum
vsu poetico dissertatio. | 20 |
| 3 | Fortsetzung der fontenellischen Gedanken über die theatra-
lische Dichtkunst | 33 |
| 4 | Plutarchs von Chäronea Lebensbeschreibungen der be-
rühmten Männer, des Theseus, Romulus, Pykurgs,
Numa, Solons, und P. Val. Publicola, aus dem
Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen | 53 |
| 5 | Von den Belohnungen und Ehrenzeichen, welche von den
Griechen und Römern denenjeniaen zugestanden wor-
den, die sich entweder in den Wissenschaften oder in
der Kriegskunst hervorthaten | 69 |
| 6 | Ad Capessendos in Philosophia & LL. AA. Honores
summos invitat & de antiquissima Aeneidos Ver-
sione Germanica Henrici de Veldeck ante DC fere
annos concinnata, cuius Codex MStus asservatur in
Bibliotheca Ser. Ducis Saxo-Gothani, pauca disse-
rit, Ampl. Ord. Phil. Lips. h. t. Procancellarius
<i>Io. Chr. Gottsched.</i> | |
| 7 | Kurzgefaßte Untersuchung, woher es eigentlich komme, daß
die Kinder sich in den öffentlichen Lehrschulen, so
etwas singendes angewöhnen. | 92 |
| 8 | Neue hieher gehörige Nachrichten und Schriften | 94 |

II. Stück.

- Des Herrn von Lavanr Geschichte der Fabel, in Ver-
gleichung mit der heiligen Geschichte, worinnen ge-
zeigt wird, daß die großen Fabeln, der Götzendienst,
und die Geheimnisse des Heidenthums, nichts als ver-
fälschte

Register.

- fälschte Copieen von Geschichten, Gebräuchen und Traditionen der Hebräer sind. Aus dem Französischen übersetzt von M. J. Dan. Heyden 99
- 2 An Enquiry into the Life and Writings of Homer, The second Edition. 114
- 3 Von den Riesen, aus Tom. I. der Histoire de l'Academie des Inscriptions & Belles Lettres p. 158 132
- 4 Erklärung der Stelle im Horaz: Qui Musas amat impares, Ternos ter Cyathos attonitus petet. Carm. L. IV. Od. 19. aus eben derselben Tom. I. p. 173. 138
- 5 Erklärung des 74 Verses aus Juvenals viertem Strafgedichte: Pegasus Attonitae positus modo Villicus Urbi. Aus eben derselben Tom. I. 1. p. 178 143
- 6 D. Daniel Heinrich Arnolds ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der königsbergischen Universität. Erster Theil. 147
- 7 Fortsetzung der fontenellischen Gedanken von der Dichtkunst 162
- 8 Abraham Boffens, gründliche Anweisung zur Radier- und Eiskunst u. d. d. diesem ist als ein Anhang beygefügt, Herrn Gautier de Nismes Kunst zu tuschen, beyde mit dienlichen Kupfern 176
- 9 Neue Schriften 188

III. Stück.

- 1 Johann Adolph Scheibens, Königl. Dänischen Capellmeisters, Critischer Musicus. Neue vermehrte und verbesserte Auflage 196
- 2 Fortsetzung des Auszugs, aus dem Enquiry in to the Life and Writings of Homer. 408
- 3 Beschluß der fontenellischen Abhandlung von der Dichtkunst 225
- 4 Weiland Gottlieb Siegmund Corvini, sonst Amaranthes, letztere Poesie und Abschiedsode, nebst einer Erinnerung von den berühmtesten Meißnischen Dichtern voriger Zeit. 238
- 5 Lehrreiche Fabeln aus dem Reiche der Thiere, zur Verbesserung der Sitten, und zumal dem Unterrichte der Jugend, neu entworfen, erster, zweyter, dritter Versuch, herausgegeben von Johann Elias Rüdiger, Malern in Augsburg. 257

Register.

- 6 Grundriß von dem merkwürdigen Leben des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Albrechts des Aelttern, Marggrafen zu Brandenburg, Herz. in Preußen u. c. Bey Gelegenheit der zweyten Jubelfeyer der von ihm mildest gestifteten hohen Schule zu Königsberg in Preußen, aus vielen gedruckten und geschriebenen Urkunden ans Licht gestellet, von W. Friedr. Sam. Bock 264
- 7 Gelehrte Neuigkeiten 277

IV. Stück.

- 1 Poësie d' *Alessandro Guidi*, non più raccolte, con la sua vita nuouamente scritta dal signor Canonico Crescimbeni, & con due Ragionamenti de Vincenzo Gravina non più divulgati 291
- 2 Des Herrn Gravina Schreiben an Hrn. Scipio Maffei 310
- 3 Uebersetzung eines englischen Schreibens aus dem Commonsense, das Heldengedichte Leonidas betreffend. 326
- 4 *Traité de la Profodie Françoisse*, par Mr. l'Abbé d' *Olivet*, nouvelle Edition 339
- 5 Il sogno di Scipione, drammatico componimento, da representarsi nel regio Teatro di Berlino, per ordine di sua Maestà 359
- 6 Nachricht von einer poetischen Uebersetzung des Buchs Hiob 369
- 7 Neue Schriften 374

V. Stück.

- 1 *La Gerusalemme liberate* di Torquato Tasso, con le Figure di Giambatista Piazzetta, in Venezia 1745 stampata da Giambatista Albrizzi Q. 388
- 2 Anmerkungen über die neuerfundenen Zierrathen in den Werken der Maler und Bildhauer 399
- 3 Platons Urtheil von der Poësie. Aus der Hist. de l' Acad. des inscript. & billes Lettr. T. 1. p. 216 seqq. 416
- 4 *Epitres diverses sur des sujets differens* a Londres 1740 421
- 5 *Oedipus*

Register.

- 5 Oedipus ein Trauerspiel in Versen, nach dem Sophokles
eingrichtet. von Johann Heinrich Steffens des Zellischen
Lyc. Correctorn 438
- 6 Der Dichter auf seiner Reise nach Leipzig 450
- 7 Betrachtungen über Virgils Aeneis, aus der Hist. de l'
Acad des Inscript. & belles Lettr. Tom. I. p. 220 seq.
455
- 8 Untersuchung, ob es einer Nation schimpflich sey, wenn ihre
Poeten kleine und sogenannte Gelegenheits-Gedichte
verfertigen, nebst einem Richeyischen Hochzeitgedichte 463

VI. Stück.

- 1 Martin Opitz von Boberfeld, deutsche Gedichte in vier
Bände abgetheilt, von neuem sorgfältig übersehen, allent-
halben fleißig ausgebessert, mit nöthigen Anmerkungen
erläutert von Daniel Wilh. Trillern Ph. und. Med.
D. Hochfürstl. Sachsen Weissenfelsischen Hofrathe,
erstern Leibmedico, Phys. und Med. Prof. mit Ru-
psfern gezieret durch Mart. Tyroff. 484
- 2 Tugendhafter Streit der Liebe, und der Dankbarkeit,
zwischen dem Scipio u. dem celtiberischen Allucius, welchen
aus des Livii Lib. XXVI. c. L. ins Deutsche übersetzt
Joh. Heinr. Aker. Phil. & Humanit. D. 499
- 3 Probe von Joh. Dan. Overbecks Uebersetzung der Hir-
tenlieder Virgils. 512
- 4 Joh. Bödickers Grundsätze der deutschen Sprache mit
dessen eignen und Joh. Leonh. Frischens vollständigen
Anmerkungen, durch neue Zusätze vermehret von Joh.
Jac. Wippeln. 516
- 5 Streit unter den Anhängern Homers und Virgils aus der
Hist. de l' Acad des Inscript. & Bell. Lettr. V. I.
pag. 227. seq. 532
- 6 Fortsetzung des Auszuges, aus Marggraf Albrechts des
Ältern, ersten Herzogs von Preußen Leben 537
- 7 Bitichab und Dankwart, die allemannischen Brüder. Ein
Trauerspiel von Benj. Ehr. Krüger 555
- 8 Neue hieher gehörige Sachen 568

